Gesammlete

poetische und prosaische

kleinere Schriften

von

A. Frhrn. v. K.

Zweiter Theil

Frankfurt am Main
im Andreäischen Verlage 1785

Gesammelte

poetische und prosaische

kleinere Schriften

von

A. Frhrn. v. K.

Zweyter Theil

Frankfurt am Main
im Andreäischen Verlage 1787

Inhalt.

I. Gedichte.

Grabschrift. Seite 3
Das Opiat. S. 4
An meinen Freund R***. S. 5
Das Lustspiel. S. 9
Der Luftball. S. 10
Das Testament. S. 11
Die Bitte. S. 14
Quodlibet, nach dem A, B, C. S. 15
Ein Gespensterhistörchen. S. 21
An ein Veilchen. S. 25
An den Philosophen D***. S. 26

II. Briefe über Erziehung.

Vierter Brief. S. 31
Fünfter Brief. S. 38

III. Vermischte Auffätze.

Ueber die deutsche Schaubühne. Fortsetzung. S. 47
Sprüche. S. 60
Ueber das deutsche Silbenmaaß. S. 64

Ein Brief über geheime Verbindungen, zur Antwort an einen Ungenannten. S. 72

Etwas über Klöster. S. 74

Auszug aus einem kurzen Briefwechsel zwischen einem Hofmanne und mir. S. 81

Meine ohnmaßgebliche Meinung über verschiedene Schriften. S. 84

Etwas über catholische Universitäten S. 96

Zwey Aufgaben. S. 99

Annecdoten. S. 103

I
Gedichte

Grabschrift.

Hier liegt ein wack'rer braver Mann,
Wie ich's nicht anders sagen kann,
Ein hiesiger Geheimerrath,
Der, wenn er schlief, nichts Böses that,
Nie weinte, wenn er fröhlich war,
Kein Bley, kein Holz, kein Pferdehaar,
Kein Eisen und kein Schuhwachs fraß,
Den Reisbrey nie mit Ellen maß,
Nichts trinken mogte, was nicht floß,
Dem immer was er selbst genoß
Am besten schmeckte — Ueberhaupt
War, wenn man klugen Leuten glaubt,
Der sel'ge Mann so übel nicht;
Hätt' er nur leider! im Gericht
Für Geld nicht die Justiz gelenkt,
Und Wais' und Witwen so gekränkt —
Doch Fehler hat ja jedermann,
Wie dies kein Mensch nicht leugnen kann —
Wo ist der Mann in dieser Welt,
Der allen Leuten wohlgefällt?

Das Opiat.

Herr B.

Herr Doctor! Ach! Ihr Opium
Hilft nicht; Die Nächte gehn herum,
Und kömmt kein Schlaf in meine Augen.

Der Arzt.

Das wäre! Ey! Da muß das Opium nichts taugen—
Doch itzt besinn' ich mich:
Entschlössen Sie wohl gütig Sich
Ein Stück aus der *** lesen zu hören?
Sie sollen bald des Schlafs Sich nicht erwehren
Können. Dies Journal
Thut schnelle Würkung überall,
Wo ich's verordne; probatum est.

Herr B.

Die Cur ist hart — Doch, Kinder! lest,
Lest immer zu! — Es sey darum (sie lesen)
Mein Gott! Das Ding ist gar zu dumm!
Doch, leset, lest! (er jähnt) Es würkt; ma foi!
Ich schlafe halb schon — Ah — Dah! —
(er jähnt)
Die — Augen — werden — klein — und — eng —
Bon soir, ma chère, dormés bien!

An meinen Freund R***

Ein sich'rer brüderlicher Freund,
Von Mistraun nie bethört,
Der's immer treu und redlich meint,
Ist mehr als Kronen werth.

Und solchen Freund im Glück und Schmerz
Gab mir der Vorsicht Hand,
Die mein und meines R** Herz
Durch Sympathie verband.

Dir sey dann auch dies Lied geweyht,
Zum Opfer Dir gebracht,
Dir, den Entfernung, Glück und Zeit
Nie kalt für mich gemacht.

Und wenn dies Liedgen Dir gefällt;
So bin ich froh genug —
Was kümmert mich die ganze Welt,
Voll Tücke, Lug' und Trug!

Ich bin kein großer Dichterling,
Doch mein' ich's herzlich gut,
Und wagte für ein edles Ding
Wohl Ehre, Geld und Blut;

Hab' Fehler, wie wohl Andre mehr,
Viel Willen, wenig Kraft,
Bin warm für Tugend, ehre sehr
Vernunft und Wissenschaft;

Leb' übrigens für mich, und will
Von niemand nichts erflehn,
Will unbemerkt, vergnügt und still
Mein grades Pfädlein gehn.

Was schert's mich, ob man mich verkennt!
Bin ich drum wen'ger werth?
Ob man mich oft, ob selten nennt,
Mich tadelt oder ehrt?

Wenn auch wohl Mancher von mir sagt:
Ich sey kein fester Mann,
Weil leicht mein weiches Herz verzagt,
Zu leicht sich ängst'gen kann;

Weil dieses unbefangne Herz
Oft bösen Menschen glaubt;
Weil fremdes Leiden, fremder Schmerz
Mir Schlaf und Ruhe raubt;

Weil, nach Erfahrung mancher Art,
Zum Duldungsgeist gelenkt,
Mein Urtheil nicht so feindlich hart
Den schwächern Bruder kränkt;

Weil ich, nach Spatzens Leidenschaft
Nicht schelte, wenn er schilt;
Weil nicht sein Ton von Kennerschaft
Bey mir für Wahrheit gilt.

Ich will's ihm herzlich gern verzeyhn,
Dem armen kranken Mann;
Er ist (es kann nicht anders seyn)
Am übelsten daran.

Ein leerer Kopf und schwarzes Herz
An einem Stück — Das bleibt
Zum Ernst zu wenig und zum Scherz
Zu viel, wie man's auch treibt.

Drum ist's doch gar ein großes Glück
Um Sanftmuth, Lieb und Treu;
Man fürchtet dann kein bös Geschick,
Verfolgung nicht, nicht Reu,

Hat Wonn' im Herzen, muntern Sinn
Und im Gewissen Ruh;
Dann fließt durch's ganze Leben hin
Uns neues Labsal zu.

Man wandelt, friedlich mit der Welt,
Durch Freuden ohne Zahl,
Und wenn's nicht jedermann gefällt;
So denkt: Giebt's überall

Mehr Narren, Schelm' und Pinsel nicht
Als Leute bess'rer Art?
Es geht zu Wasser, bis es bricht,
Das kleine Krůglein zart.

Drum laß, mein Lieber! vor wie nach
Uns unsern Fußpfad gehn —
Mag doch zur Seite Nacht und Tag
Das Heer der Thoren stehn!

Da gaffen sie, und wetzen gar
Den Zahn; doch lachen wir —
Ihr krůmmt mir wahrlich nicht Ein Haar,
Ihr armen Månnlein, Ihr!

Und macht dann Einer unnůtz sich;
So sprich: „Mosjǒ! Mosjǒ!
„Das Ding geht schief; Ich warne Dich,
„Ich warne Dich — Adjǒ!“

Und nun, mein Bester! sag' auch ich
Adjǒ! denn mein Gedicht
Ist fertig. Urtheil gůtiglich!
Denn besser kann ich's nicht.

Das Lustspiel.

Herr A.

Wie hat mein letztes Lustspiel Dir gefallen?

Herr B.

Was für ein Lustspiel?

Herr A.

Lieber Gott!
Das letzte, kräftigste von allen,
Die ich geschrieben — Ey! besinne Dich!

Herr B.

Ach ja! Nun eben erst erinn'r' ich mich —
War das ein Lustspiel? — Lieber Gott!
Ich meint' es wär' ein Trauerspiel gewesen —
Da hätt' ich's wahrlich lust'ger sollen lesen.

Der Luftball.

Herr A.

Das Stroh thut's nicht — Noch mehr Papier
genommen,
Und angesteckt! — Er steigt sonst wahrlich nie —

Herr B.

Wo soll ich denn so viel Papier bekommen?

Herr A.

Nim doch die Schriften der Academie!

Herr B.

Nein, Freund! die brennen gleich so sehr zusammen,
Und würden ihn mit Rauch und bösem Wind
Nur füllen, da von Feuer, Geist und Flammen
Sie gar zu leer und gar zu mager sind.

Das Testament.

Wie wenig ich im Tode hasse,
Beweist dies kurze Testament.
Wenngleich kein Geld ich hinterlasse,
Bey meinem letzten sel'gen End';
Will ich der Leute doch gedenken,
Die so viel Böses mir gethan,
Und ihnen alles, alles schenken,
Was ich mit Recht vermachen kann.
O! süßes Glück, das ich heut habe,
Den ärgsten Feinden wohlzuthun!
Man kann so still im kühlen Grabe
Nach solchen edlen Thaten ruhn.
Drum hört wozu, aus reinem Triebe,
Mich mein Gewissen heute treibt,
So, daß, im Tode noch voll Liebe,
Mein Nahme hier in Ehren bleibt.

Auf tausend sündliche Versehen
Hat Pius Ablaß mir ertheilt;
Da nun, um solche zu begehen,
Der Tod zu schnell mich übereilt;
Erlaub' ich, daß nach meinem Ende
Veit Spitzbach für mich sünd'gen kann,
Mein schlimmer Nachbar, dessen Hände
So manchen Schaden mir gethan.

Mein Weib, die nie Verstellung liebte,
Die, wenn sie Lust zum Zank empfand,
Sich, ohne Rückhalt, an mir übte,
Das gute Weib mag ihre Hand,
So bald ich kalt bin, Kunzen geben,
Dem bösen Wirth im weissen Stern!
Sie werden, hoff' ich, glücklich leben,
Denn gleich und gleich gesellt sich gern.

Im siebenjähr'gen Kriege hätten
Vom englischen Commissariat
Mir, für verlohrne alte Betten,
Die mir der Feind genommen hat,
Noch hundert Thaler werden sollen;
Nur weiß ich nicht von wem und wie
Man diese fordert — Casserollen,
Dem dicken Koch, vermach' ich sie;
Ihm, der so oft aus meinem Stalle
Die jungen Hühner mir entwandt,
Und meine Tauben in der Falle
Zu fangen gar zu gut verstand.

In Wetzlar hab' ich nun seit zwanzig
Bis dreyssig Jahren schon Proceß
Mit einem Manne der in Danzig
Jetzt lebt, und ehemals Receß
Hier in der herrschaftlichen Casse
Verblieben. Eine Forderung
Von mir an diesen hinterlasse
Ich meinem Feinde Madelung.

Er mag den alten Rechtsstreit führen!
Und sollt' es nicht nach Wunsche gehn;
Wird er die Kosten zwar verliehren,
Doch meinen guten Willen sehn.

So hab' ich dann im Grabe Frieden —
Adjö Du falsche, böse Welt!
Was sonst geschehen mag hienieden
Sey Dir, o Himmel! heimgestellt!

Die Bitte.

Mein Freund! Hier schick' ich Dir ein Werk
Von mir, zur Einsicht; Aber merk:
Es ist gar schön, und handelt nur
Vom wahren Geist und der Natur
Der edlen deutschen Muttersprache;
Allein ich bin kein Orthographe,
Auch nicht sehr stark im deutschen Styl;
Drum hör, warum ich bitten will:
Sieh doch einmal, ob hie und da
Nicht gegen die Grammatica —
Darinn peccirt — Zwar hat dies Buch,
Zum Lobe und zur Ehre g'nug,
Der deutschen Gesellschaft Preis davon getragen;
Doch, offenherzig unter uns zu sagen,
Die Herren nehmen es nicht so genau.
Du aber bist's, mein Freund! auf den ich bau'.
Schreibst Du auch mal ein kleines Werk so über
Etwas, wovon Du nichts verstehst, mein Lieber!
So schick mir's gütigst — Jederzeit
Bin ich zum Gegendienst bereit.

Neues Quodlibet, nach dem A, B, C, in hochdeutscher Mundart gefertigt, und dem Herrn A*** gewidmet.

A.

Mein lieber A**! Adam hat
Bey seinem Aepfelfraß sich satt
Gegessen wohl vielleicht,
Uns Armen aber, ach! gereicht

B.

Des Bärenheuters Aepfelbiß
Zum Präjudiz. In Finsterniß
Beelz'bub uns gestürzet hat —
Bamberg ist eine schöne Stadt;

C.

Viel Carmeliter man dort find't;
Auch Carpen da zu haben sind —
Dies Carmen scheint wohl sehr confus;
Wohl wahr! ich's selbst gestehen muß.

D.

Doch dünkt mich Dichter nehmen's mehr
Nicht so genau. Man liebt nicht sehr
Der alten Barden Kraftgesang;
Der Dudelsack giebt auch 'n Klank. —

E.

Die Ehrlichkeit ist allgemein,
Die Ehe keusch, die Liebe rein —
Kein Esel auf zwey Beinen steht;
S'ist gar curios, wie das so geht!

F.

Die Fürsten gut sind allzumal,
Treu, mäßig, klug, in großer Zahl,
In Frankreichs Sprache hochstudiert,
Zu Lieb' und Frieden angeführt.

G.

Dreht nur die ganze Welt sich um,
Wird Görge weis' und Fritze dumm;
Dann wird auch Satanas galant,
Und G* in Hamburg tolerant. —

H.

Zum Hahnrey wird in dieser Welt
Nur selten jemand aufgestellt —
Hanswurst war doch kein übler Kerl;
Er fand im Kothe manche Perl —

J.

Die Jagd ist fürstlichs Gaudium,
Und wer sie liebt, fürwahr nicht dumm —
Isac wollt' schlachten seinen Sohn;
Er hielt ihn bey der Gurgel schon —

K.

Der Kukuk von sich selbst gern spricht —
Alcest ist ein gar schön Gedicht;
Die beste deutsche Opera,
Trotz aller bösen Critica —

L.

Graf Lampergs Weltmannsmemorial *
Fand Lob und Beyfall überall;
Wer sagt, daß es voll Lügen wär,
Der irrt sich wahrlich gar zu sehr —

M.

Die Musen sind den Vetteln gleich,
An Hurerey und Unzucht reich,
Und ihr Bordel ist Nacht und Tag
Ein jeder Musenalmanach —

N.

Die Nonn' im Kloster muß thun Buß;
Viel lieber wär' ihr wohl ein Kuß —
Der Narren giebt es überall;
Wer sonst nichts kann schreibt ein Journal —

* Memorial d'un mondain.

O.

O Gott! behüt' mich gnädiglich
Vor Otterbiß, Pest, Noth und Krieg,
Vor Ohrenzwang und siechem Leib,
Und auch vor ein gelehrtes Weib —

P.

Am Palmensonntag, ja! gewiß
Mir manche Thorheit hier aufstieß; [2]
Sanct Petrus einen Chorrock trug —
Pomona ist ein herrlichs Buch —

Q.

In Quedlinburg lebt eine Frau,
Die wenig liest; doch ist sie grau
Geworden, ohne diesen Quark —
Im Quodlibet bin ich gar stark —

R.

Wer seine Pflicht thut spät und früh,
(Das Reimen macht mir nur viel Müh)
Ist mehr werth als wer Bücher schreibt,
Aus Ruhmsucht nur, und Unsinn treibt —

[2] Tag, an welchem in katholischen Ländern Processionen gehalten werden.

S.

Soldaten machen oft ihr Glück
Bey Damen, ohne viel Geschick —
Susanna war so tugendreich,
Weil zu ihr kamen zwey zugleich —

T.

Der alte böse Tartarchan
Ist gar ein grausamer Tyrann;
Hätt' manches Männlein so viel Macht;
Wär' ich längst in den Thurm gebracht,

U.

Damit ich schwiege vor der Hand
Zum Unrecht, Trug und Unverstand —
In Ungarn wächst sehr guter Wein;
Doch mögt' ich nicht in Ungarn seyn —

V.

Ein Thor schimpft auf sein Vaterland —
An seinen Federn wird erkannt
Das Vögelein — Victoria!
Bald ist das letzte Verslein da —

W.

In Wien, in Worms, in Witgenstein,
Am Wolgastrom, so wie am Rhein,
Geht's her bald gut, bald schlecht und bunt,
Et bona mixta malis sunt —

X.

Herr Xenophon war General;
Er führt die Griechen allzumal
Durch Artaxerxes Heer hindurch —
Kennst du den Graf von ** burg? —

Y.

Vom Ysop bis zur Ceder was
Herr Salomon erfahren gar —
Zu Yverdon, da drucken sie
Die schöne Encyclopädie —

Z.

Ein Zeitungsschreiber ist ein Mann,
Der allerley erzählen kann,
Fürs Geld zu loben stets bereit —
Mein Lied zu schliessen ist's nun Zeit —

Ein Gespensterhistörchen.

Ich kam in's Wirthshaus, spät bey Nacht;
Man wies mich in ein Zimmer;
Zwey Betten standen da gemacht —
Ach! ich vergess' es nimmer —

Mir kam es gleich verdächtig vor,
Und alles schien so traurig;
Oft war's, als lispelt sich's in's Ohr —
Mir ward ganz bang und schaurich —

Die Magd setzt mir ein Licht dahin:
„Beliebt dem Herrn zu speisen?"
„Ach nein, mein gutes Kind! ich bin
„Ermüdet noch vom Reisen,

„Und alles ist, was ich begehr,
„Im Schlaf mich zu erholen;
„Drum gute Nacht! und sonst nichts mehr,
„Und damit Gott befohlen!"

Sie geht; Ich weiß nicht, wie mir wird;
Es fängt an mich zu frieren;
Umher, wohin mein Blick nur irrt,
An Fenstern, Wänden, Thüren,

Dünkt mich, als wenn was kriechen thät,
Als wenn sich's thät bewegen;
Doch leg' ich herzhaft mich in's Bett',
Und sprech' den Abendsegen.

Der Mond, von Wolken halb bedeckt,
Schien schwach nur durch das Fenster —
Ich werde sonst nicht leicht erschreckt,
Und glaubte nie Gespenster;

Doch was mir damals wiederfuhr —
Kann's noch nicht recht verstehen —
Das hab' ich leider! glaubt mir's nur!
Mit Augen klar gesehen.

Erst war's, wie wenn vor Angst und Pein
Ich gar nicht ruhen sollte;
Kaum schlummerte ich endlich ein,
Als plötzlich etwas rollte

Mit dumpfem Lerm, fast wie ein Faß,
Durch's Zimmer hin und wieder;
Da fuhr ich auf, von Angstschweiß naß;
Mir zitterten die Glieder.

Und kaum schlug ich ein Aug' empor —
Ach Gott! was wird das geben?
Da stieg's aus jenem Bett' hervor
Schwarz, rauh, voll Feu'r und Leben,

Schrie, funkelte, handthierte, sprang —
Ich meint' ich müßt' vergehen —
Blies, wimmerte — Mein Lebelang
Hab' ich so nichts gesehen —

Und endlich kam es auch auf mich,
Fieng gräßlich an zu kratzen;
Bald rupft' es mich, bald wälzt' es sich
Auf Kissen und Madrazzen.

Nun schrie ich denn aus vollem Maul:
„O weh! mir armen Christen!
„Ihr Heil'gen Alle, Peter! Paul!
„Verjagt den Antichristen!

„Der Teufel liefert meinen Leib
„Allhier in Ketzersklauen;
„O! helft mir, Kinder, Mann und Weib!
„Ich sterbe fast vor Grauen.“

Da stürzte nun der Wirth herein:
„Potz Velten! welch' ein Schwärmen!
„Was giebt's Musjö! Was soll das seyn?
„Was machen Sie für Lermen?“

„Was Musjö hier, was Musjö dort?
„Beym Michel und Sanct Jürgen!
„Schafft mir die bösen Geister fort!
„Der Satan will mich würgen.“

Man holt ein Licht, forscht überall,
Bald höher und bald tiefer
Im Zimmer — Ach! und denkt einmal!
Man fand das Ungeziefer.

Da saß es nun gar wunderbar —
War also keine Fratze,
Was ich gefühlt; denn hört: es war —
Die große schwarze Katze.

An ein Veilchen.

O liebes süßes Veilchen!
Ach! blühe noch ein Weilchen,
Bis mein Gedichtgen fertig ist!
Da sitz ich nun, beginne,
Und reime, denke, sinne,
Zu sagen, wie so schön Du bist.

Hat doch so mancher Pinsel
Poetisches Gewinsel,
O Veilchen! Dir zum Preis gebracht:
Wird's doch auch mir gelingen,
Dir etwas darzubringen,
Das Dir und mir nicht Schande macht.

Doch, kurz sind unsre Freuden,
Und mannigfalt'ges Leiden
Folgt jeder Wonne nur zu schnell —
Da kömmt ein dicker Lümmel
Auf seinem schweren Schimmel,
Und trabt Dir grausam auf das Fell.

Da liegst Du nun, o Veilchen!
Zertreten; Vor ein Weilchen
Noch ein gar schönes, buntes Ding!
O wehe dem Poeten,
Deß Heil, in Hungersnöthen,
An Deinem kurzen Daseyn hieng!

An den Philosophen D***.

Schweig doch endlich einmal, Du philosophischer Schwätzer!
Deine Systeme sind Thorheit und Wind.
Sich des Lebens zu freu'n, das nenn' ich herrliche Weisheit;
Das ist des Mannes von Grundsätzen werth;

Sich des Lebens zu freu'n, und mit Geschmack zu geniessen,
Was uns die Hand des Schöpfers beschehrt,
Mäßig, weise und fröhlich, geduldig bey Leiden und Schmerzen,
Fern von Tiefsinn, Launen und Gram;

Antheil nehmen am Scherz, am Spiel der munteren Jugend —
Männlein! das ist Philosophie!
Nicht die Miene voll Ernst, nicht die gerunzelte Stirne;
Nicht die trockene Metaphysic —

Dunkle, trübe Gewebe, Vermuthung, heilloser Wortkram;
Meinst Du, das sey der Weisheit Essenz?
Ist wohl dies ganze Gewäsche, der hypochondrische Plunder,
Eines Augenblicks Nachdenken werth?

O! der elenden Kunst, die ihren armen Besitzer
Glücklicher nicht, nicht ruhiger macht!
Schweig von künftigen Welten! Lern in der jetzigen leben!
Schleich nicht umher mit finsterem Blick!

Siehst Du nicht, wie Deine Miene nur Langeweile und Mitleid
Jedem denkenden Manne erweckt?
Laufe durch Thäler und Wälder, gebrauche Purganzen, Clystiere,
Bey Deinem Anfall von Metaphysic!

Glaube mir, Krankheit allein, nicht Schwung des erhabenen Geistes,
Zeugt Dein schwankendes, schiefes System.
Schicke nicht ferner zu mir; schick zu dem Doctor und Wundarzt,
Wenn Paroxismus von Weisheit Dich plagt!

II

Briefe

über

Erziehung

Vierter Brief.

Sie klagen, mein Lieber! daß es Ihnen nicht gelingen will, in Ihrem jüngsten Sohne irgend einen guten Funken zu erwecken. „Liebe, Güte, „Ehrgeiz, Nacheiferung, Strafe, Schläge; Nichts" sagen Sie „würkt bey dem Knaben! Er bleibt „träge, unaufmerksam, leichtsinnig und faul." — Ich bedaure Sie, mein Freund! Allein ich komme desfalls doch nicht von meinem Satze zurück, daß man aus dem Menschen alles machen kann, wenn man es nur recht angreift, und anzugreifen versteht. Nun glaube ich wohl, daß Sie es anzugreifen verstehen, obgleich man freylich da nie auslernt, aber ob Sie es darum bis itzt recht angegriffen haben, recht angreifen konnten, das ist eine andre Frage. Sie haben Berufsgeschäfte, können nicht jede Stunde des Tages Ihren Kindern widmen; und doch muß, wer Kinder erziehen will, darauf Verzicht thun, irgend etwas Anderes nebenher zu treiben. Ja! wenn Sie gewiß wären, daß Ihre Frau, Ihr Gesinde, und kurz! alles, was um Sie her lebt, genau Ihren Plan kennte, verfolgte, mit eben so viel Pünktlichkeit, Beharrlichkeit, Beobachtungsgeist und gleicher Laune; Aber so wird, in dem Augenblicke, da Sie den

Rücken wenden, etwas hineingewürkt, und Sie können (so wenig wie ein Arzt, dessen Kranker, in seiner Abwesenheit, von der strengen Diät abweicht) nie gewiß seyn, ob Ihre Arzeney die einzig rechte würksame war, oder nicht. Dies tritt besonders bey solchen Kindern ein, die von Natur weniger fein organisirt, oder in den ersten Jahren vernachlässigt worden sind; denn bey Einigen von feinerer Composition oder früherer Entwicklung wird die Arbeit freylich ein leichtes ergötzendes Geschäfte. Dabey aber bleibe ich, daß nicht Ein Kind auf die Welt kömmt, aus dem nicht, wenn man nur das rechte Mittel trifft, endlich ein nützlicher, guter Mensch zu ziehen wäre, obgleich nicht aus jedem ein feiner Kopf, ein Gelehrter, ein großes Genie. Nur muß man sich die Mühe nicht verdriessen lassen, sondern mit der Methode so lange abwechseln, bis man die rechte trifft.

Uebrigens wissen Sie auch, mein Freund! daß nicht bey jedem Kinde sich Talente und Anlage gleich früh entwickeln.

Ihr jüngster Sohn scheint sehr viel Körper zu haben; Vielleicht treffen Sie den rechten Weg, wenn Sie Ihre Frau abhalten, diesen grossen Klumpen Materie täglich durch fünf Malzeiten noch immer schwerer, zur größten Last des gedrückten Geistes, zu machen. Das glaube ich nun wohl, daß der Knabe nie eine große, glänzende

Rolle in der Welt spielen wird — Wird er aber deswegen weniger glücklich seyn? Gewiß das Gegentheil! Ueberhaupt versehen wir es in der Erziehung mehrentheils darinn, daß wir uns ein Ideal festsetzen, und nach diesem die Natur zwingen wollen, sich formen zu lassen. Wenn dann der Schöpfer ein Anderes beschlossen hat mit seinem Geschöpfe; so nehmen wir es übel, daß das würkliche Kind nicht aussehen will, wie das Kind unsrer Fantasie. Und doch wäre das wahrlich eine armselige Welt, in welcher jeder Sterbliche neue Menschen schaffen könnte, nach seinem Ebenbilde.

Für Eines muß ich Sie warnen, und das ist, für unvorsichtige Anwendung körperlicher Strafen. Es giebt freylich also organisirte Geschöpfe, bey denen man ganz ohne Schläge nichts ausrichten zu können scheint; doch kann dies nur in einem gewissen Älter und mit äusserster Vorsicht gelten. Wie jede starke Arzeney zuletzt ihre Kraft verliehrt, wenn man sie zu oft gebraucht; so geht es auch mit diesen gewaltsamen Mitteln. Man muß bey der Erziehung so fein die Abstufungen der Strafen und Belohnungen, oder vielmehr der guten und bösen durch uns gelenkten Folgen der Handlungen der Kinder abmessen, so fein, wie eine Cokette die Gunstbezeugungen für den Jüngling, den sie auf immer fesseln will, und wie der Schwelger, bey Einrichtung eines Gastmals, die Ordnung der reizenden und sättigenden Speisen. Dazu kömmt,

daß es erstaunlich schwer ist, zu schlagen, ohne aufgebracht und zornig zu werden, und dann ist alles verlohren. Es liegt in der menschlichen Natur, Kraft gegen Kraft, oder wo das nicht geht, wenigstens Leidenschaft gegen Leidenschaft anzuspannen, und daher erweckt Zorn des Strafenden gar leicht Rachsucht oder Haß des Gestraften. Kinder, die man oft schlägt, werden gewöhnlich tückisch.. Traurig aber, daß es so unerhört schwer ist, ein anderes gelinderes Mittel zu finden, bey Kindern, die man nicht von ihren ersten Jahren an unter Aufsicht gehabt hat, bey denen schon manche Stufe übersprungen, manche Arzeney kraftlos geworden.

Ihr Sohn, sagen Sie, beweiset auch so wenig Eifer und Achtsamkeit beym Lernen. Auch hier, mein Bester! muß ich Ihnen offenherzig gestehen' glaube ich, daß Ihre übrigen Geschäfte Sie abhalten, den rechten Zeitpunct, die rechte Methode und die beste Folgenreyhe der zu lernenden Kenntnisse zu wählen. Nur ein kleines Beyspiel! Mein Sohn will und kann das Ein mal eins nicht in den Kopf kriegen; Aber er kegelt gern. Wie, wenn er nun zweymal hintereinander 4 würfe, und ein anderer Knabe, welcher mit ihm spielte, wollte behaupten, mehr geworfen zu haben, obgleich er nur zweymal 3 getroffen hätte; so würde mein Sohn ihm begreiflich machen müssen, daß 2 mal 3 nur 6, hingegen 2 mal 4 volle 8 machte. Wir

würden ihm das aber nicht auf sein Wort glauben, und man würde das Ein mal eins aufschlagen müssen, um den Streit zu entscheiden. Er würde nun sehen, daß ihm das Ding nützlich zu wissen wäre, und von selbst darauf fallen, besonders, wenn ich ihm etwa sagte, daß ich den Zank beym Kegelspiel nicht leiden könnte, und daß nur Leute, die das Ein mal eins können, ohne Zank spielen, und überhaupt spielen dürften. Dergleichen Fälle wird man hundert finden, wenn man aufmerksam ist, und ist es Ihnen in einem Fache gelungen, dem Kinde Geschmack am Lernen und Zufriedenheit mit den erlangten Kenntnissen beyzubringen; dann sey Ihnen für das Uebrige nicht bange! Nur ketten Sie den Unterricht gehörig an einander!

Eine der größten Sorgen aber müsse seyn, den Kindern beständige Thätigkeit zu einem Bedürfnisse, und Langeweile zu einer unerträglichen Last zu machen. Es ist nicht nöthig, daß sie immer arbeiten, sie müssen auch spielen, aber nie, nie, keinen Augenblick des Tages gar nichts thun.

Ich habe, als ich neulich bey Ihnen war, bemerkt, daß Ihre älteste Tochter die Andern gern neckt, krettet, ihnen aus Scherz widerspricht, etwas wegnimt, um sie einen Augenblick zu beunruhigen, oder die Thür zuhält, um sie einzusperren, u. d. gl. m. So etwas leide ich nie. Es

legt den Saamen zu einem schadenfrohen, unempfindlichen, zweydeutigen Character. Ich leide auch nicht, daß man den Kindern dergleichen thue.

Wer sich je damit abgegeben hat, Andre zu unterrichten, der wird gewahr geworden seyn, wie viel man selbst beym Lehren lernt, was man vorher übersah, oder nicht so bestimmt wußte. Ferner pflegen die Kinder selten zu fühlen, welche Arbeit es ist, Unterweisung zu geben; Sie empfinden es nicht so lebhaft, daß es an ihnen liegt, wenn es nicht geht, sondern denken oft, der Lehrer fordere zu viel, wenn er klagt, daß sie nicht fortrücken. Diese beyden Betrachtungen haben mich bewogen, meinen ältern Kindern zuweilen den Unterricht der Jüngern, unter meiner Aufsicht anzuvertrauen, und ich habe herrlichen Nutzen davon gespürt.

Sie fordern von mir einen Plan, wie Sie die Lectur für Ihre Tochter stufenweise wählen, was für Bücher Sie dieselbe zuerst, und welche nachher lesen lassen sollen. Mein Freund! ich gestehe Ihnen, daß ich hier Ihre Erwartung nicht erfüllen kann. Daß man einem Kinde, das Gellerts Fabeln noch nicht versteht, den Messias nicht zu lesen geben soll, wissen Sie so gut als ich. Ihnen aber ein vollständiges Verzeichniß solcher Bücher aufzuschreiben, deren eines jedesmal die in dem

Vorigen gesammleten Ideen und Kenntnisse entwickelt, erläutert, berichtigt — Wie kann ich das? Haben wir vollständige Kinderbibliotheken, für jedes Alter? Ja! wir haben etwas von der Art; aber ganz ist es nicht, wie es seyn sollte. Und dann lassen sich ja auch ohnmöglich alle Kinder auf einerley Art behandeln. Manches hat aus dem Umgange Ideen gesamlet, die dem Andern ganz fremd sind. Verschiedenheit des Hangs, der Verstandeskräfte, der Aufmerksamkeit — Mit Einem Worte! unzählige Rücksichten machen hier allgemeine Systeme ohnmöglich. Ach! das Künsteln thut ohnehin nicht gut. Gewöhnen Sie nur das Kind, Sie um alles zu fragen, was es nicht versteht, Ihnen zu erzählen, was es gelesen hat, und nicht blos Worte, sondern Sachen zu lernen — Aber das ist schwerer als man glaubt; Haben doch die mehrsten erwachsenen Menschen nur Wortbegriffe!

Da wir uns nächstens sehen werden, mein Bester! so wollen wir über diese Gegenstände schon einmal weitläuftiger reden.

Fünfter Brief.

Ich habe die sehr interessante Bekanntschaft des Herrn von L**, der als Prinzenhofmeister nach M*** geht, gestern gemacht. Er scheint mir ein sehr verständiger, wackrer Mann zu seyn. Sein ofnes, freundliches und feines Gesicht, sein edler-sanfter Anstand, der Ton seiner Stimme, sein ganzes Aeusserliches schon muß den Kindern Zutrauen und Liebe zu ihm einflößen; und so kurze Zeit ich auch nur das Glück seines Umgangs genossen habe; so leuchtet mir doch aus jedem seiner Gespräche Geist, Kenntnisse, Geschmack und Studium hervor. Auch ist er grade noch in dem Alter, und von einer Gemüthsart, wie ich immer wünsche, daß Erzieher seyn mögten. Ein alter, oder kränklicher, oder allerley Launen unterworfener Mann, mag sich noch so sehr stimmen wollen nach dem Ton der Kinder; er wird doch oft in einem Augenblicke mehr verderben, als er in langer Zeit gut machen kann. Zwar haben hingegen junge Männer selten Geduld genug. Der Herr von L** aber scheint alles zu vereinigen, und darum glaube ich, daß die Prinzen gewiß glücklich seyn werden, die man seiner Leitung anvertrauet.

Wir haben ein Langes und Breites über Erziehung, und vorzüglich über Prinzenerziehung geredet.

Ich höre ungern, daß man so oft zu sagen pflegt: „Es sey eine undankbare Arbeit, Fürstenkinder zu „bilden; selten sey man so glücklich, Ehre einzu„legen, und die Hofmeister würden für ihre über„große Mühe nicht genug belohnt.“ — Belohnt? Als wenn Handlungen, die unmittelbar das Beste der Menschheit befördern, sich bezahlen liessen! als wenn es nicht schimpflich wäre, dabey nur einmal an Lohn zu denken! Alle Schätze der Erde sind nicht hinreichend zum Lohn des Mannes, der Menschen glücklich macht, sie zur Weisheit und Tugend bildet. Aber ich denke, dies Geschäft belohnt sich ja selbst, wie jede edle Verwendung zum Wohl der Welt.

Die zweyte Klage aber, daß man selten Ehre dabey einlege, oder daß die Erziehung der Fürstenkinder selten gerathe, ist, wie mich dünkt, eben so ungerecht. Es giebt doch wahrlich manche gute Prinzen in dieser Welt, und es würde ihrer noch mehr geben, wenn weniger Politik, Vorurtheil und Rücksichten, als vernünftige Ueberlegungen bey der Wahl ihrer Hofmeister und Unterweiser zu Rathe gezogen würden.

Wenn man sieht, welchen elenden Menschen zuweilen die Bildung derer anvertrauet wird, denen einst das Ruder der Staaten in die Hände gegeben werden soll; so wundert man sich gar nicht mehr über manche nachher folgende Sultansstreiche.

An dem einen Hofe hat der Justizminister den Auftrag sich nach einem Prinzenhofmeister umzuhören, an dem andern der Oberstallmeister, an dem dritten die Kammerfrau, an dem vierten ein General, an dem fünften ein Professor, und an dem sechsten wohl gar ein Beichtvater, je nachdem der Ton der Andächteley, des Militairs oder irgend sonst ein Ton dort herrscht; und da schiebt dann ein solcher Mäcen eine seiner Creaturen, oder irgend einen armen Vetter, dem es sonst nirgends hat glücken wollen, in diesen Posten. Oder trifft man ein Subject an, das alle Eigenschaften zu einem Prinzenhofmeister hat, und es ist unglücklicherweise nicht von Adel — ja! da ist es wieder nichts; Oder der Mann muß durchaus lutherisch oder calvinisch, oder Gott weiß von welcher Secte seyn; Oder man will platterdings keinen andern als einen Schweizer haben.

Endlich, wenn denn nun auch alle Erfordernisse in der Person eines Mannes zusammentreffen; so wird ihm mehrentheils nicht freye Hand gelassen. Er muß nach einem ihm vorgeschriebenen Plane seine Zöglinge erziehen, darf weder ihre physische Behandlung, noch ihre Diät, noch ihren Umgang, noch die Eintheilung ihrer Stunden, noch ihre Bedienung, noch ihren Anzug, noch die Reyhe ihrer Stunden nach seinem Kopfe einrichten; sondern alles geht seinen Hofschlendrian. Viele Stunden des Tages werden im Vorzimmer, unter sinn-

losen Gesprächen verschleudert, oder wenn der Bube zehn Jahr alt ist, wird er zum Obristen, zum General gemacht, ihm auch wohl ein Ordensband umgehängt, womit zu einer andern Zeit die Verdienste des Greises gekrönt werden, und worauf selbst der Hofmeister noch in zwanzig Jahren nicht Anspruch machen kann. Wer nun, troz aller dieser und unzähliger andrer Schwierigkeiten, dennoch etwas Vernünftiges aus einem Prinzen macht, der hat wahrlich großes Verdienst, ja! wer nur das größere Uebel verhindert, und, besser als ein Anderer thun würde, gegen alle diese Hindernisse des Guten kämpft, der treibt gewiß keine undankbare Arbeit.

Dies läßt sich denn auch würklich thun, und ein Mann, der über Erziehung nachgedacht hat, wird, selbst aus solchen Anstalten, wodurch andre Prinzen verderbt werden, Mittel zu der Bildung seiner Zöglinge zu schöpfen wissen. Wenn Schmeicheley von einer Seite uns blind gegen unsre Fehler macht; so ist sie von einer andern doch in der That ein mächtiger Sporn zur Vervollkommung. Wenn wir sehen, daß auch das geringste Gute, das wir thun, nicht unbemerkt noch ungelobt bleibt; so können wir wohl angereizt werden, durch noch bessere Handlungen noch größeres Lob zu verdienen, und ein Prinzenhofmeister hat Gelegenheit die unverdiente Schmeicheley der Hofschranzen als Zuruf an das Gewissen des Prinzen zu

nützen. Je gröber und übertriebener dann diese Schmeicheley ist, um desto beissender wird sie dem Knaben seyn, der sichs gar nicht verhelen kann, wie viel ihm fehlt, um dieses Lobes werth zu seyn, wenn man ihn nemlich gewöhnt hat, sich selbst zu respectiren. Die Zerstreuungen des Hoflebens kann man ihm so zum Ekel machen, und die den Studien und stillen Freuden gewidmeten Stunden mit so viel Süßigkeit vermischen, daß er sich sehnen muß nach seinem Zimmer, nach seinen Büchern, nach socratischen Gesprächen und einsamen Spaziergängen mit seinem Führer; und so wird es einem verständigen Manne nicht schwer werden, selbst aus den giftigsten Dingen kräftige Arzeneyen für die Seele zu ziehen.

So wie überhaupt keine Tugend mehr die Menschheit würdigt, als wahre Gerechtigkeit; so glaube ich, daß vorzüglich bey Erziehung der Prinzen das ganze Augenmerk des Führers dahin gerichtet seyn solle, sie zu überzeugen, daß der Mensch, welcher immer gerecht gegen sich und Andre handelt, die höchste Stufe irdischer Vollkommenheit erlangt hat.

Die Gerechtigkeit, im ganzen Umfange des Worts genommen, begreift alle Tugenden in sich. Da sie genau alles abwägt, was gefordert und geleistet werden kann, mit Rücksicht auf Umstände und Hindernisse; da sie nie vergißt, was sie sich

und Andern schuldig ist; so wird sie aus festem Grundsatze thun, was die sogenannte Liebe und Güte nur aus Temperament und Leidenschaft vornimt.

Ein Fürst, der immer, bey allen seinen Schritten, gerecht handelt, alles nach grader Vernunft und Ueberlegung thut, sich nie weder von guten noch bösen Aufwallungen hinreissen läßt, etwas zu unternehmen, wovon er sich nicht Rechenschaft geben kann, der ist gewiß das höchste Ideal eines guten Regenten, und sollten auch keine Annecdoten von seiner Großmuth und Freygebigkeit je in die Zeitungen kommen.

Wenn ich daher einen Prinzen zu erziehen hätte; so würde ich bey ihm alle Würkungen solcher Dinge zu entkräften suchen, die Leidenschaft reizen und in Bewegung setzen. Auch sollte er mir nicht glänzen, nicht scheinen, nicht schimmern — Würde, Gradheit, Klarheit — nicht Geniewesen; Geschicklichkeit, wahre Kenntnisse, — nicht sogenannte Liebhaberey; richtige Begriffe von der Glückseligkeit treuer ehelicher Bündnisse — nicht romanhaftes Gefühl für die Wonne der Liebe; Freude an dem Umgange und an der Verbindung mit verständigen und tugendhaften Menschen — nicht Sehnen des weichen Herzens nach sympathetischen Busenfreunden; Heilighaltung der bürgerlichen Verfassung und des Staats, dem er seine

Existenz zu verdanken, und dem er Rechenschaft zu geben hat — nicht väterliche Barmherzigkeitsaufwallung für das Wohl seiner armen Kinder.

Aber ich sehe, daß ich Ihnen eine lange Predigt über Fürstenerziehung gehalten habe. Wie, in aller Welt bin ich dazu gekommen? — Verzeyhen Sie meine Geschwätzigkeit! Ich bin u. s. w.

III

Vermischte Aufsätze

Ueber die deutsche Schaubühne.

Fortsetzung.

Wenn ein Schauspieler lange an einem Orte bleibt, und das Publicum nun einmal ein gutes Vorurtheil für sein Spiel hat; so pflegt ein Solcher leicht faul in seiner Kunst zu werden; Er ringt nicht mehr nach Beyfall, und wenn er einmal nicht Lust hat, sich Mühe zu geben; so spielt er nachlässig, weil er denkt, die Leute wüßten ja doch, daß er es besser könnte. Dazu kömmt, daß würklich ein großer Theil der Illusion wegfällt, wenn der erste Liebhaber in jedem Stücke immer dasselbe Gesicht, wenigstens dieselbe Figur hat, wenn auch seine Mimik so weit geht, daß er sein Gesicht nach den Rollen umformt; und endlich gewöhnt sich auch das Publicum zu sehr an Eine Manier, sieht nicht denselben Character auf verschiedene Art behandelt, folglich bleiben Geschmack und Kenntniß immer auf Einem Puncte stehen. Um dies zu vermeiden, müßten einige deutsche Höfe und Städte einig mit einander werden, ihre Schauspieler auf gleichem Fuße zu besolden, und dann, etwa alle zwey Jahre, mit einzelnen Subjecten zu

tauschen. Der zärtliche Vater des manheimer Theaters müßte, nach Verlauf dieser Zeit, mit dem zärtlichen Vater des hamburgischen Schauspiels wechseln u. s. f. Daraus würde dann, ausser der Vermeidung der vorher angezeigten Unannehmlichkeiten, noch der Vortheil einer Nacheiferung entstehen, die immer der Kunst sehr zuträglich ist; dann jeder würde sich bemühen, die Gunst des Publicums, die sein Vorgänger genossen hätte, gleichfalls zu verdienen.

Ich weiß nicht, warum nicht auf allen deutschen Schaubühnen eine einzig rechte Mundart, nach welcher man nemlich die Silben grade so ausspräche, wie sie geschrieben werden, eingeführt werden könnte. Spre sollte man in Ewigkeit nicht Schpre und Ste nie Schte aussprechen. Der Baier, der Oesterreicher und der Schwabe, die ohne Vorurtheile sind, müssen gestehen, daß hierinn, so wie in Unterscheidung des g und k, des b und p, des ü und i und des ö und e der Niedersachse richtiger redet, und doch hört man auf allen unsern deutschen Schaubühnen das Gegentheil. Kann der Umstand, daß in dem größten Theile von Deutschland, Leute, welche ihre Sprache nicht studieren, unrecht reden, für die Uebrigen ein Gesetz machen?

Ich halte es für ein Vorurtheil, wenn man glaubt, die einzeln stehenden Coulissen wären für die Perspective und zu Vorstellung größerer Entfer-

nung vortheilhafter. Ein geschickter Maler wird ganze Seitenwände eben so perspectivisch zu malen verstehen. Dazu kömmt noch, daß, wenn etwa durch schiefes Annageln auf den Rahmen, oder durch einen andern Umstand die Linien der Flügel nicht genau auf einander passen, der bessere Effect wegfällt. Sodann ist doch, auch bey der besten Bauart eines Theaters, nicht zu vermeiden, daß nicht wenigstens ein paar Seitenlogen zwischen die forderstem Coulissen hinsehen, dort die Lichter, Lichtputzer, die übrigen Schauspieler und Schauspielerinnen nebst deren Freunden, Mägden, Friseurs u. s. f. gewahr werden, und dadurch aus der Illusion gebracht werden sollten. Ich mögte daher anrathen, Versuche mit zwey ganzen Seitenwänden zu machen. Die Veränderungen des Theaters würden ohnstreitig schneller von Statten gehn, denn das Ganze würde auf einmal wie ein Vorhang heruntergelassen; Aber bey der Beleuchtung könnten sich Schwierigkeiten äussern. Doch auch da wäre zu helfen, besonders wo die Scene ein Zimmer vorstellte. Vielleicht könnte man dann sogar mit würklichen Fenstern, durch welche das künstlich mit Spiegeln verstärkte Licht hereinfiele, das Tageslicht besser nachahmen, falsche Schatten vermeiden, auch wohl an den Unkosten etwas ersparen. Ich meyne gehört zu haben, daß in Italien sich ein solches Theater befindet.

Auch soll man daselbst den Versuch mit einem dreyfachen Schauplatze gemacht haben. Es ist gewiß, daß, wenn zwey Nebentheater zu beyden Seiten des Großen wären, nicht nur manche doppelte Scenen höchst interessant werden, sondern auch das Gehen aus einem Zimmer in das andere, und aus dem Hause auf die Gasse viel natürlicher vorgestellt werden könnte. Da liessen sich Situationen anbringen, die man itzt vermeiden muß, oder die, wenn sie der Dichter darstellen will, bey der Aufführung sehr unnatürlich ausfallen.

Man pflegt gewöhnlich zu klagen, daß unsern Dichtern nicht mehr viel Charactere darzustellen übrig bleiben; und würklich sollte man fast glauben, es sey also, wenn man sieht, wie manche unsrer jetzigen dramatischen Schriftsteller, um etwas Neues zu liefern, aus undique collatis membris, Personen zusammenflicken, die ein abentheuerliches Compositum ausmachen. Freylich sind von unsern Vorgängern, vorzüglich von den Franzosen, die Hauptausartungen und Verirrungen des menschlichen Geistes und Herzens auf die Bühne gebracht worden. Der Geizige, der Verschwender, der Ruhmsüchtige, der Spieler, der Zerstreuete, die Cokette, der Rachgierige und alle Hauptthorheiten und Laster sind bearbeitet. Allein, abgerechnet, daß alle solche Charactere durch die unendliche Menge der zahllosen Nüancen, neues Interesse bekommen; so erhalten sie auch, durch Ver-

pflanzung in fremden Boden, einen andern Wuchs, wie ich schon oben gesagt habe. (Im Isten Theile, Seite 88.) Endlich hat auch unser Vaterland noch manche ziemlich eigenthümliche Fehler, und manche Originale aufzuweisen, deren sich die Ausländer nicht also rühmen können. Unser Ahnenstolz, unsre Fürstenanbethung, der Sultanismus der unzähligen kleinen deutschen Fürstlein, unsre Landjunker, der Durst der Deutschen, die übertriebene Schwelgerey in einigen Provinzen, unsre Nachahmungssucht, der Ton in den Reichsstädten, der Reformationsgeist, die Titelsucht, deutsche Complimente und Curialien, die Aufklärungskrankheit, die Wuth nach geheimen Verbindungen und Mystik, Vielschreiberey, Justitzwesen nach römischem Schnitte, Toleranz — Ein reiches Feld! Nein! das dürfen wir nicht auf uns sitzen lassen, daß wir nicht einmal so viel characteristische deutsche Narrheiten aufzuweisen hätten, daß daraus Stoff zu einem halben Hundert neuer Lustspiele zu nehmen wäre.

Eben so ungerecht ist die Klage, daß unsre Dichter, Künstler und Schauspieler nicht genug aufgemuntert, und zu schlecht bezahlt würden. Grade das Gegentheil! Wir verderben diese Menschen nur gar zu gern in Deutschland durch frühes Lob und durch Schmeicheley. Wenngleich unsre Schauspieler nicht, wie in England, im Grabe neben unsern Königen verwesen; so füttern wir sie

doch bey Lebzeiten ganz gut, wenn sie anders gute Wirthe seyn wollen. Fragen Sie einmal an manchen Höfen: wer besser bezahlt wird, ob der erste Schauspieler, oder der geschickteste Regierungsrath? Uebrigens aber läßt sich auch das Talent gar nicht bezahlen, und die Erfahrung aller Zeiten lehrt uns, daß die kümmerlichsten Umstände mehrentheils dem Genie den größten Schwung gegeben haben, da hingegen die Künstler im Wohlleben nicht selten anfiengen faul zu werden. Der Sänger des Odysseus, der Vater der cothurnata Philosophia, der Mann, den der Adler mit einer Schildkröte todt warf, und dessen noch größerer Schüler [1], waren gewiß weder reich noch geschmeichelt. Plautus arbeitete in einer Stampfmühle, und Terentius war Bedienter bey einem römischen Kriegs- und Domainenrath, der ihn seiner Talente wegen ausser Livree setzte.

Warum treiben aber unsre Schauspieler nicht nebenher ein bürgerliches Geschäft? Freylich müßten sie dann nicht wöchentlich dreymal spielen, welches überhaupt ein allen Nutzen des Schauspiels vereitlender Misbrauch ist. Wenn aber in einer Stadt Leute, die Talent für das Theater hätten, und nicht so mit Geschäften überladen wären, daß es ihnen an Muße fehlte, die Kunst zu studieren, sich in eine oder mehr Gesellschaften verbänden,

[1] Homer. Euripides. Aeschilus und Sophocle

und abwechselnd auf einem öffentlichen Theater, unter Direction eines von der Obrigkeit dazu ernannten Mannes, Schauspiele gäben; Wenn sodann von der Einnahme die Unkosten bestritten, und die Ueberschüsse den Armen gegeben würden; so, dächte ich, könnte man an viel Oertern nützliche, wohlfeile und gute Theater haben, wo jetzt hausirende kleine Banden Geschmack und Sitten verderben.

Ueberhaupt aber müßte man ernstliche Maßregeln nehmen, die kleinen elenden Schauspielerhorden auszurotten, die sich so unendlich in unsrem Vaterlande vervielfältigen, unter Directionen von Leuten, die oft nicht Ein deutsches Wort richtig auszusprechen verstehen, und nicht die geringsten Talente noch Kenntnisse haben. Dies alles aber werden wohl fromme Wünsche bleiben, so lange man es nicht der Mühe werth hält, auf Reichstägen, welche doch Nationalzusammenkünfte sind, über solche Gegenstände, die wohl mehr Einfluß auf die Sitten haben, als man zu glauben scheint, Berathschlagungen zu halten.

Liebhabertheater sind itzt in viel Städten von Deutschland anzutreffen; allein wo diese nicht unter der Aufsicht geschickter Dramaturgen stehen, da sind sie mehrentheils nur ein unnützer Zeitverderb, und geben nebenher zu manchen Zwisten, wo nicht u ärgern Dingen Anlaß. Bey der besten Absicht

erreichen solche gesellschaftliche Bühnen zuweilen keinen höhern Grad von Vollkommenheit, als die Spiele der kleinen herumziehenden Banden. Folgendes ist die Abschrift einer Nota, welche unter dem Commödienzettul stand, den eine Liebhabergesellschaft noch in vorigem Jahre in F** austheilte. Sie führte die Drillinge auf, und unten auf dem Ankündigungsblatte las man:

„Um unserm so lieben Publicum das Schöne „dieses so herrlichen Stückes in seiner ganzen „Größe kosten zu lassen, finden wir eine kleine „Anmerkung nöthig — Die drei erstern Rollen „machet ein Akteur. Zu mehrerer Deutlichkeit also, „um sie nicht miteinander zu verwechseln, wird „er sich, nach seinen ganz verschiedenen Charakters, „durch folgende Kleinigkeiten im Anzuge zu unter„scheiden suchen. — Ferdinand trägt eigenes „Haar und einen Degen; Ferdinand der Seefah„rer eine Perücke und einen Stock; und Ferdinand „von Meissen einen goldenen Tressenhut und lange „Weste. — Wir schmeicheln uns zum Voraus „ihres Beifalls, da es zum Lachen eingerichtet, „und der Faschingszeit vollkommen angemessen ist. „Um halb 3 Uhr wird angefangen.“ — Sprachfehler und Styl ohngerechnet! Sind solche Anmerkungen nicht ganz in dem Tone von weiland Herrn Lepperts Zeiten?

In manchen Gegenden von Deutschland reißt der Geschmack an Operetten gar zu sehr ein. Wenn man das Unnatürliche dieser Gattung Schauspiele betrachtet; wenn man überlegt, welche elende kleine, unbedeutende, oft sehr unmoralische Intrigue bey diesen Possenspielen zum Grunde liegt, besonders bey den französischen (von den italienischen Farcen dieser Art will ich nicht einmal reden) so sollte man sich billig wundern, daß das Publicum dergleichen so häufig sehen mag. Die artige Musik lockt freylich die Leute heran. Allein es ist übel genug, daß unsre Musik nur artig ist, daß die Tonkunst — bey den Alten als großes Seelen erschütterndes Ressort angewendet — bey uns zu einem Spielwerke für jeden Gassenbuben herabgewürdigt ist. Wenn der griechische Gesetzgeber glaubte, Musik mache überall zu weich, zu schlaff; was würde er von unserm heutigen Getrillere und Geleyer, von unsern Rondeaux, Allegretti con Variazioni, Romanzen und dergleichen urtheilen?

Man wundert sich zuweilen, wenn die Sänger schlechte Schauspieler sind, wenn sie nicht zu fühlen scheinen, was sie sagen, wenn sie zu wenig durch Gebehrdensprache den Sinn des Gedichts verstärken. Man überlegt aber nicht, daß dies sehr oft an dem Tonsetzer liegt. Wenn dieser, wenig bekümmert um den Ausdruck des Ganzen, seine Luftsprünge und Spielereyen da anbringt, wo

ihm das Glück ein a oder o in die Hände spielt, welches er einige Minuten lang herumpeitschen kann; wenn der Sänger bey dem Gesange, der nicht innige Herzenssprache sondern künstliche Modulation, Wettstreit zwischen Kehle und Begleitung ist, nur immer Acht auf das richtige Zusammentreffen aller dieser verwebten Gänge haben muß; Kann man es ihm dann verdenken, wenn er nichts mehr fühlt, als höchstens die Freude des künstlichen Wetteifers? Ich glaube, daß die beste Probe für Theatermusik die ist, wenn man dabey leicht, gut und richtig declamiren und agiren kann. Ein paar Opern von Gotter mit Benda's Musik, gegen französische Singespiele gehalten! und man wird sich davon überzeugen. Es ist bekannt, daß keine Tonsetzer sorgloser darinn sind, als die italienischen. Die Composition einer großen Oper ist bey ihnen das Werk von wenig Wochen; die Recitative werden mit einer Nachlässigkeit hingeschrieben, die man kaum glauben sollte, und jeder Sänger flickt seine Bravourarien, die er am besten singt, hinein, wo es ihm eben gefällt.

Ueberhaupt wünschte ich am wenigsten, daß wir den italienischen Geschmack in unsern Schauspielen nachahmten, und ich sehe mit Widerwillen einige neuere deutsche Stücke, die nach solchen Mustern zugeschnitten sind, und in welchen Verwicklungen, Misverständnisse, und dergleichen Spiele des Witzes, die Hauptgrundlage ausmachen.

Der selige Sturz sagt in seinem Brief an die hamburgischen Theaterunternehmer: „Er bedaure „aus viel Ursachen nicht sehr den Verlust der Kunst, „welche die Alten gehabt hätten, ihre Declamation „in Noten zu setzen.“ Ich wünschte, er hätte seine Gründe hinzugefügt, dann ich bekenne, daß, so viel ich die Sache einsehe, ich sehr diesen Verlust bedaure. Aber sollte er unersetzlich seyn? Freylich müßte man eine andre Art von Tonleiter und feinere Interwalle erfinden, als unsre musikalischen; Aber wenn dies dann zur Vollkommenheit gebracht wäre — welch ein Vortheil für Schauspieler und Tonsetzer! Diese brauchten dann nur das Gedicht zu declamiren, um zu wissen, wie die Sprache in die ihrige zu übersetzen, zu veredlen und zu erhöhen wäre.

Man hat seit zehn Jahren viel Versuche gemacht, Declamation mit Musik, im Duodrama und Monodrama zu verbinden. Man glaubt, daß diese Gattung wenig Dialog verstattet, weil man verlangt, daß fast hinter jeder Periode die Musik den Ausdruck dessen, was gesagt worden ist, nachahmen, oder vielmehr das dadurch erweckte Gefühl ausdrücken müsse, welches freylich den schnellern Fortschritt des Dialogs hindert. Wenn man aber öfter die Musik (nicht aber unsre betäubende, verwirrende Musik, sondern eine höchst einfache, mit viel haltenden Noten, nach den Umständen, oder auf die Art wie in Ariadne: „Nicht diese schreck-

„liche Todesangst“ u. s. f. und in Medea: „Wo „soll ich hin? In mein Vaterland zurück?“ u. s. w.) Wenn man, sage ich, öfter die Musik und die Declamation zugleich fortschreiten liesse, jenes Einfallen der Instrumente nach geendigter Periode aber nur höchst sparsam brauchte; so glaube ich, daß damit der lebhafteste Dialog bestehen könnte. Wenn nun ferner die Declamation nach Noten, auf Grundsätzen gestützt wäre; Wenn man alsdann abwechselnd diese, ohne Begleitung, und jene mit Begleitung der Musik, statt der mehrentheils so langweiligen Recitative, in der Oper zu gehöriger Zeit anzuwenden, selten Arien, aber Arien in einer hohen edlen Manier, da wo der Affect auf das Höchste stiege, wie etwa die: „Meinen Romeo zu sehn“ ferner, bey schicklichen Gelegenheiten, große majestätische Chöre, und endlich sogar Tänze, aber Tänze, wie sie die Griechen hatten; Wenn man das alles in der großen Oper zur rechten Zeit zu nützen wüßte — Was für Eindruck müßte nicht eine solche Oper, jährlich einmal, mit einfacher Pracht und Feyerlichkeit gegeben, und darinn große, deutsche Sujets behandelt, auf das ganze Volk machen!

Es sey mir erlaubt, noch über einen Punct ein paar Worte zu sagen, nemlich über die Gebehrdensprache. Vielleicht wird uns die vom Herrn Engel angekündigte Mimik bald neue, hellere Aussichten in dieser Kunst eröfnen. In der Natur redet alles

so deutlich, ist alles so nach einem großen, einfachen Plane geordnet, ist gewiß nichts umsonst also, ist jede Form, Gestalt, Farbe und Größe, Typus des innern Unsichtbaren, daß es auch sehr wahrscheinlich eine sichre Harmonie zwischen Gebehrden und Gedanken, das heißt zwischen Ausdruck des Körpers und Operation der Seele giebt. In einzelnen Fällen zweifelt kein Mensch daran, und der roheste Wilde wird eine vorgehaltene geballte Faust nie für Zeichen einer Zärtlichkeitsbezeugung halten. Ist dies nun im Gröbern wahr, warum sollte es nicht auch feinere Nüancen geben, die nicht blos conventionel, sondern unveränderlich wahr wären? Man versuche es, zu höchst traurigen Scenen allerley lustige Gebehrden zu machen! und man wird fühlen, wie schwer das ist, und wie empörend.

Dies sey nun, wie es wolle; so glaube ich, daß ein junger Schauspieler seinen Sinn für die Pantomime sehr üben könnte, wenn er Gliederpuppen vor sich hinstellte, ihnen Arme, Hände, und überhaupt den ganzen Körper in eine gewisse Lage beugte, und sich dann fragte: „Was heißt das? „Was diese Stellung?" Er hätte dabey Zeit, die einzelnen Gebehrden mit mehr Muße zu studieren, auch das Graziose und Nichtgraziose genau zu bemerken, wo das nöthig ist, und endlich eine große Mannigfaltigkeit von Stellungen zu sammlen.

Sprüche.

Frömmeln, fleissig in die Kirche laufen und Gebethe herplappern, heißt nicht Religion haben; Grundsätze auskramen heißt nicht, tugendhaft seyn; Eigensinn und Starrsinn sind nicht Festigkeit; Dünkel und Zuversicht auf eigene Einsichten nicht Bewußtseyn innerer Größe; Grobheit ist nicht Aufrichtigkeit; und brausende Flamme kein wärmendes Feuer; Bizarrerie ist nicht Eigenheit; Schwäche ist nicht Güte, Furchtsamkeit nicht Sanftmuth; Hingeben, was man nicht zu schätzen weiß, heißt nicht freygebig seyn; Mangel an Lebensart ist nicht Popularität, und verachten, was man nicht erlangen kann, nicht Entäusserung; Menschen heruntersetzen, die uns gedrückt haben, das ist nicht, jedem Recht wiederfahren lassen; Privatrache üben, heißt nicht die Parthie der guten Sache nehmen; seine Spießgesellen, Schmeichler und Creaturen vorziehen, heißt nicht, sich zu dem Häuflein der Edlern halten; Schimpfen heißt nicht eifern; Schwätzen nicht philosophieren, und Unsinn sagen, nicht dichten.

Der ruhmwürdigste Mann ist oft der, von dem niemand spricht, und dessen Nahme im Leben in keinem Buche und auf keiner Visitencarte gedruckt, im Tode auf keinen Stein gegraben steht; der größte nicht selten der, den kaum seine Nachbarn kennen; der fleissigste zuweilen der, welcher am

mehrsten Muße zu haben scheint; der weiseste wohl der, welcher bescheiden ist, und zu rechter Zeit zu schweigen versteht; der gelehrteste mehrentheils der, welcher mehr Unterricht sucht als austheilen will; und der glücklichste gewiß der, welcher, wenn er sich am Abend Rechenschaft von seinen Handlungen giebt, nicht zu erröthen braucht vor sich selbst, sondern mit gesundem Leibe und mit Frieden in der Seele einschlafen kann, um heiter zu erwachen.

Wenn ein Spieler zu Dir kömmt; so verschliesse Deinen Kasten, und wenn Dir ein Hofmann lächelt; so verschliesse Dein Herz!

Mit Reichen und Vornehmen rede nie von Deinen häuslichen Leiden und Freuden!

Borge lieber Geld von einem Wucherer als von einem Freunde!

Gieb lieber dem König eine Maulschelle als dem Pfaffen ein böses Wort, oder ein gutes zu wenig!

Bey armen Schriftstellern ist jeder Federstrich ein Krumen Brod.

Medicina est ars privilegiata, faciendi experimenta ignorantiæ, in corporibus ægrotorum.

Wenn Du wissen willst, ob jemand Dein aufrichtiger Freund sey; so thue ihm irgend einen Antrag, welcher sich anfangen muß mit der Vorrede: „Sie können mich, mein Freund! aus meiner Verlegenheit ziehen, aber ich wage es kaum " u. s. f. Gieb dann Acht auf sein Gesicht, ob es sich nach und nach von der süßen Freundlichkeit zum Ernst und zur kalten Entschuldigung herabspannt!

Hast Du Muth und Verleugnung; so gieb Deine Confessions bey Lebzeiten heraus!

Siehe zu, ob der Mann mitlächelt, wenn sein Freund verspottet wird!

Menschliche Gesetze sind Vorschriften, welche die Großen der Erde geben, und die dahin abzielen, ihnen die Freyheit zuzusichern mit den Kleinern machen zu dürfen, was sie wollen, ohne daß diese Gleiches mit Gleichem vergelten dürfen.

Wer bey Priestern Toleranz sucht, der darf auch von Räubern Schutz erwarten.

Vergiß nicht das alte deutsche Sprüchwort, daß ein Fisch und ein Gastfreund nur drey Tage lang im Hause gut bleiben!

Wer auf sein Zeitalter würken will, der muß den Ton seines Zeitalters kennen. Den Kindern

überzuckert man die Pillen, und dem Säufer giebt man die Arzeney in Brandtewein ein.

Ein freyer offenherziger, thätiger Mann liebt ofne Thüren und Fenster.

Wenn man Sprachen lernt; so lernt man nicht blos sprechen. Die Richtung des Nationalgeistes drückt ihr Gepräge auf die Art ihre Begriffe zu ordnen, und man sammlet neue, anders geordnete Ideen, wenn man fremde Sprachen studiert.

Ueber das deutsche Silbenmaaß.

Wenn ich es wage, der ich keinen Anspruch auf Dichtkunst und Dichtertalent machen kann, etwas über das deutsche Silbenmaaß zu reden; so bitte ich, man möge die Gedanken, welche ich hinschreiben werde, nur als Zweifel des Unwissenden ansehn, der gern belehrt werden mögte; und vielleicht giebt irgend einer meiner Sätze Gelegenheit, daß ein größerer Kenner über diese Gegenstände etwas Besseres, Lehrreicheres und Richtigers sage. Allein darum bitte ich, daß man mir Gründe entgegen setze, und nicht Geschwätz, wenn man sich die Mühe geben will, gegen diese Blätter etwas zu erinnern.

Der Zweck der gebundenen Rede ist: dem Ohre harmonischer zu klingen. Der rhythmische Gang thut dem Ordnungsgefühle des Menschen wohl, und man kann, eben durch Veränderung und Modification dieses Ganges, die Abwechselungen der verschiedenen Leidenschaften merkbarer machen. Vermuthlich ist also dies die Veranlassung zur metrischen Poesie gewesen.

Wenn aber Begeisterung die Menschen dahin brachte, in gebundener Rede ihre Gedanken und Gefühle auszudrücken; so geschahe es grade dann, wenn die Begeisterung das Wesen des Menschen zu einer höhern Harmonie stimmte.

So wie nun, meiner Meinung nach, Begeisterung dem metrischen Gange in der Poesie, so wie den abgemessenen Schritten in der Tanzkunst, die Entstehung gab; so glaube ich hingegen, daß die Erfindung des Reims bey kaltem Blute ist gemacht worden. Das Eine ist Wallen, Hinrollen der Wellen in wohlthuender periodischer Bewegung, stärker und schwächer, nach dem Grade der Empfindung, das Andre aber ist ein unnatürlicher Zwang, der den höchsten Flug der Gedanken hemmt, sobald das Endwort nicht grade denselben Laut, wie ein vorhergehendes hat; Und wenn mechanische Uebung und größerer Reichthum an Wörtern gleicher Bedeutung, die bessern Dichter in den Stand setzt, gereimten Versen das Ansehn des Zwangs zu benehmen; so bleibt doch immer das Reimen unnatürlicher Zwang und Spielerey — Ein bloßes Ohngefehr, ohne die geringste Analogie, macht, daß Kopf am Ende eben so klingt, wie Tropf, Topf und Kropf — Doch davon ein andermal; Kommen wir zum Silbenmaaß zurück!

Wenn man die Bestimmung längerer und kürzerer Silben auf Regeln zurückführen will; so glaube ich kann der einzige natürliche Maaßstab der seyn: „daß diejenige Silbe lang seyn müsse, welche „auszusprechen mehr Zeit oder größere Schwie„rigkeit für die Sprachorganen kostet, und umge„kehrt diejenige kurz, bey welcher dies nicht ein„tritt.“ Nach dieser Rücksicht hat sich nun wohl

auch die gemeine Aussprache aller Völker größtentheils gebildet.

Bloßer Sprachgebrauch aber kann dennoch nicht das Maaß der Silben bestimmen, weil theils falsche Gewohnheiten und unrichtige Mundarten einreissen können, theils bey manchen Wörtern im Reden die Quantität nicht merkbar wird, z. B. im Tribachus (◡◡◡) der sich fast nicht anders als wie ein Amphibrachys (◡–◡) aussprechen läßt u. d. gl. m. Endlich ist es bey einsilbigen Wörtern fast gar nicht möglich, ihre Quantität im Reden merklich zu machen; Allein darum ist doch nicht jedes einsilbige Wort bey der Zusammensetzung in der Poesie anceps. Folglich bleibe ich bey dem Satze „daß „die größere oder mindere Zeiterforderniß bey der „Aussprache, und die größere oder mindere Arbeit „der Organen dabey, der Prosodie in allen Spra„chen Gesetze geben müsse.“ Ein Wort, in welchem Diphthongen oder gehäufte Consonanten sind, muß also länger seyn als ein anderes. Griechen und Römer haben die Regeln ihrer Prosodie ganz nach diesen Rücksichten bestimmt. Erstere redeten auch im gemeinen Leben darnach, und hatten den feinsten Sinn dafür.

Darnach aber, ob eine Sprache reicher an Selbstlautern oder an Mitlautern ist, müßte man auch urtheilen, welche Metra sich am besten für sie schicken, und auch darauf ist noch immer von

gefühlvollen Dichtern aller Nationen Rücksicht genommen worden.

Nun scheint mir es aber, als wenn auch unsre besten deutschen Dichter mehr die Quantität der Silben nach der Aussprache im gemeinen Leben, als nach dem mehr oder weniger erforderlichen Mundspiel bestimmten, ferner, als wenn sie manche Silbe als anceps brauchten, die offenbar lang oder kurz ist, und endlich, als wenn eben daher unsre Poesie nicht so viel Würkung auf die Ausländer machte, sondern ihnen hart, das Ohr beleidigend, und schwer harmonisch zu lesen schiene. Wenn man z. B. einen Italiener zwingt, das harte Wort Kraft geschwind und kurz auszusprechen; so thut ihm das wehe; Und doch wird man in manchen unsrer Hexameter Lebenskraft als Dactylus (–◡◡) gebraucht finden, da es doch zuverlässig ein Bachius (◡––) ist, wenngleich in der gemeinen Rede der würkliche Jambus (◡–) Leben wie ein Trochæus (–◡) oder wie ein Spondæus (– –) ausgesprochen wird. Wo sich indessen Sprachgebrauch und Regel vereinigen lassen, da ist es besser, und freylich würde es einem Deutschen hart vorkommen, Leben als Jambus gebraucht zu hören, weswegen man denn die Silbe Le gern als anceps betrachten und Leben als Spondæus und Lebenskraft als Molossus (–––) anwenden mag; Nie nie aber bens und kraft als kurze Silben! Menschlichkeit ist ein Molossus, und wird bey uns nicht

selten als Dactylus gebraucht. Menschwerdung ist in eben dem Fall. Menschengeschlecht (– – ⏑ –) wird unrichtigerweise zum Choriambus (– ⏑ ⏑ –) gemacht. Ich erinnere mich selbst in einem meiner kleinen Gedichte, die denn überhaupt gar keinen Anspruch auf Unsterblichkeit machen, Grundsätze als Dactylus hingeschrieben zu haben — ein unerhörter Fehler! Es kann nur Antibachus (– – ⏑) oder Molossus seyn. Ich ließ es aber mit Fleiß stehen, um mich darauf beziehen zu können. Dergleichen grobe Fehler bemerkt unter zehn Lesern nicht Einer.

Woher kömmt nun diese Nachlässigkeit in unsrer Dichtkunst? Daher, daß wir nicht genug feilen an unsern Arbeiten; weil wir es nicht der Mühe werth halten, in einem Zeitalter, wo das gar nicht erkannt wird, wo nur jeder täglich etwas neues lesen will; Weil, bey der Menge von literarischen Geburten, der Dichter, wenig bekümmert, ob sein Gedicht noch von der Nachwelt gelesen werden wird, oder nicht, noch bey seinen Lebzeiten den Ruhm eines artigen Kopfs, voll hübscher Einfälle und lebhafter Imagination, einerndten will; Weil, bey der herrlichen Erfindung der Buchdruckerey, der Arbeitsamkeit der Papiermüller, und der Schreibseligkeit unsrer fingerfertigen Landesleute, die Menge der mitgetheilten Geistesproducte so groß wird, daß man das Bücherschreiben nur als eine angenehme Unterhaltung, als Correspondenz zwischen Autor und Publicum, und leider! zuweilen als Finanzopera-

tion ansieht. Da schreibt man unter einander allerley Zeug — Es ist ja nur Gespräch über allerley Gegenstände, nicht Monument des Nationalschwungs.

Ehemals wurde das Meisterstück dem Gedächtnisse oder dem Pergament anvertrauet, und man riß sich darum eine Copie davon zu haben; war es aber kein Meisterstück; so gab sich niemand die Mühe, es abzuschreiben. Heut zu Tage, wird alles 1500 mal abgedruckt, für einen halben Thaler verkauft, und le balai, poëme heroi-comique ist eben so sicher, auf die Nachwelt zu kommen, als der Messias. Das Volk rühmt, was es belustigt, Rezensentenlob und Tadel werden erkauft, erbettelt, oder hängen von guter und schlechter Verdauung ab, und die bessern Kenner können nur vergleichungsweise loben, daß das Mittelmäßige nicht schlecht ist, seufzen aber darüber, daß man keine Meisterstücke mehr sieht. Dagegen war auch ein Mann voll dichterischen Feuers in alten Zeiten froh, wenn er in seinem Leben Eine Epopäe zu Stande gebracht hatte, und heut' zu Tage schreibt derselbe Mann in vier Wochen eine Henriade, freylich nur eine Henriade, aber noch nebenher 70 Bände andre Opera, als: ein Dutzend Schauspiele, Geschichtbücher, die zur Hälfte Romane sind, Religionsspötterеyen, philosophische Persiflage, Pasquillen auf seine Feinde, und dergleichen.

Ich habe mich von meinen Bemerkungen über Silbenmaaß entfernt. Erträglicher ist es, eine

kurze Silbe als lang zu gebrauchen, als umgekehrt; denn es hångt doch von jedem ab, auszudehnen, långer zu verweilen bey einem Buchstaben, nicht aber zusammenzupressen, was von Natur lang ist. Ich kann auf eine Meile vier Stunden zubringen, nicht aber vier Meilen mit einem Sprunge machen. Auch ist es oft nöthig, kurze Silben als lang zu gebrauchen, besonders um den höchst unbequemen Proceleusmaticus (◡◡◡◡) zu vermeiden, deren wir aber im Deutschen wenig haben.

Wieland sagt in seiner Vorrede zum neuen Amadis: „die Versart dieses Gedichts sey nicht so „leicht nachzuahmen, obgleich er, ausser der Frey„heit den Anapåst (◡◡–) mit den Trochåen (–◡) „und Spondåen (– –) zu vertauschen, noch sechs„fünf- vier- und zuweilen auch dreyfüßige Verse „mit einander habe abwechseln lassen.“ Ich muß bekennen, daß ich mich nicht überzeugen kann, daß, bey solchen Freyheiten, es so schwer seyn sollte, diese Versart nachzuahmen; für einen Stümper ist freylich alles schwer. Ob Viele den Reichthum von Wielands Imagination, seinen feinen philosophischen Geist, und die Anmuth und Urbanitåt seiner Sprache erreichen könnten, das wåre auch wohl eine ganz andre Frage; Aber wir reden hier nur vom Silbenmaaße, und da denke ich, wenn ich ein Wort, das als Trochåus nicht paßt, nach Belieben zum Spondåus umschaffen, oder so viel Wörter und Füße hineinflicken kann, als ich will;

so wird das Dichten nicht mehr so sehr schwer seyn — Doch lasse ich mich gern anders belehren.

Ausländer, die Klopstocks Messias lesen, und Sinn für Wohlklang und Harmonie haben, fühlen zuweilen ihr Ohr beleidigt, wenn in dem letzten Tacte des Hexameters, wo entweder –◡ oder –– stehen können, zwischen beyden Füßen ein Comma ist. Z. B. Am angenehmsten scheint der Vers, wenn die beyden letzten Füße aus Einem Worte bestehen:

„Daß Du mich, Vater, gesandt hast! Ich habe
„das ewige Leben"
(Messias, vierter Gesang.)

Rauher, wenn der letzte Fuß ein eigenes Wort ausmacht:

„Meine Herrlichkeit, denen gegeben, die Du
„mir geschenkt hast"
(ebendaselbst.)

Aber empörend, wo das fatale Comma eintritt:

„Meiner Besiegten, durch den, als der Götter
„Obermonarch, Ich"
(zweyter Gesang.)

und:

„Soll Dich decken. Ich selber will Dich,
„o Gottes Prophet, dann"
(ebendaselbst.)

Noch einmal! das alles sind nur Zweifel, und ich suche Aufklärung, Unterricht — Aber Unterricht von Männern.

Ein Brief über geheime Verbindungen,
zur Antwort an einen Ungenannten.

Ich bin kürzlich, von unbekannter Hand, durch einen Briefschreiber ohne Nahmen, in sehr schmeichelhaften Ausdrücken, die ich denn so für bares Geld annehmen will, aufgefordert worden: „mit der mir eigenen Freymüthigkeit“ in irgend einem öffentlichen Blatte zu bekennen: „ob „ich glaubte, daß, und welchen Nutzen und „Zweck, in unserm jetzigen aufgeklärten Zeital„ter, eine geheime Verbindung, und nahment„lich die Freymaurerey, zum Besten der Mensch„heit haben könnte?“

Ich kann in mancher Rücksicht nur sehr kurz und nicht mit der mir sonst eigenen Freymüthigkeit auf diese Frage antworten. Doch um den lieben Unbekannten weder über den Empfang seines Briefes, der vom 17ten Julius 1784 datirt war, noch über meine Bereitwilligkeit, ihm zu dienen, in Ungewißheit zu lassen; so erkläre ich so viel:

1) Daß ich glaube, geheime, in neueren Zeiten geschlossene Verbindungen, können, wie alle Societätsverträge, vielleicht manchen guten Zweck haben, und wenn die Plane wohl durchgedacht und gewissenhaft ausgeführt werden, auch (die Unvollkommenheit aller menschlichen Anstalten abgerechnet)

einzelne ganz nützliche Würkungen hervorbringen; daß ich aber

2) sehr heilig, fest und anschaulich überzeugt bin, daß die wahre Freymaurerey gar keine von Menschen errichtete geheime Verbindung ist, folglich von ihrer Nützlichkeit oder Unnützlichkeit nie die Rede seyn darf, weil sie in ihrem innern, unwandelbaren Wesen durchaus keiner Vernichtung noch Abänderung unterworfen seyn kann. — Verzeyhen Sie, werthester unbekannter Herr! daß ich Ihre Erwartungen nicht besser befriedige!

Etwas über Klöster.

Wenn ich ein Rechtsgelehrter wäre, der ich, gottlob! nicht bin; so würde ich vielleicht ein Werkgen schreiben, und darinn auseinandersetzen: ob ein Fürst Befugniß haben, und sich eine solche Gewalt über das Privateigenthum anmaßen könne, daß es von ihm abhienge, alte Stiftungen, wenn er sie etwa für unnütz hielte, aus eigener Willkühr gänzlich aufzuheben, und die Besitzungen, Güter und Gelder derselben einzuziehen; ob nicht, wenn man überhaupt in Staaten das Recht anerkennt, nach seinem Tode noch sein Eigenthum auf einen Andern übertragen, und über sein Vermögen disponiren zu dürfen, ob es dann nicht Jedem freystehn müsse, auf welche Art er dies Eigenthum, nach seinem Absterben, wollte verwendet wissen; ob, wenn die Art dieser Verwendung etwa dem Staate schädlich seyn sollte, dieser nicht vielmehr nur reformiren, nicht aber gänzlich aufheben dürfe; ob, wenn die Verwendung nicht eben schädlich, aber doch unnütz schiene, blos diese Rücksicht den Staat berechtigen könne, anders zu disponiren; ob der Fürst sich so gänzlich an die Stelle des Staats setzen, daß er, ohne Beystimmung Anderer, über die nützliche und nicht nützliche Anwendung des Privateigenthums urtheilen dürfe; ob dies nicht zuletzt einmal die Folge nach sich ziehen würde, daß es dem Fürsten auch einfiele,

mir, bey meinen Lebzeiten zu befehlen, was ich mit meinem Vermögen treiben sollte; ob ein Fürst, wenn er Stiftungen einziehen wollte, nicht wenigstens schuldig wäre, auf das Sorgsamste nachzuforschen, wo etwa noch Erben der Stifter vorhanden seyn mögten, weil es sehr wahrscheinlich ist, daß, wenn nicht Eifer für die Religion (ächter oder falscher — wer wird das entscheiden?) die Stifter bewegt hätte, ihr Vermögen zu Errichtung der Klöster zu bestimmen, sie es gewiß ihren Verwandten nicht würden entzogen haben; ob, wenn auch alle diese Zweifel gehoben würden, der Landesherr, welcher Stiftungen aufhöbe und ihre Güter einzöge, nicht schuldig wäre, öffentlich dem Staate genaue Rechenschaft von Anwendung derselben zu geben; ob es endlich nicht hart scheinen dürfte, daß man Menschen, die nun einmal dem klösterlichen Leben sich gewidmet, darinn ihre Glückseligkeit gesetzt, und sonst nichts gelernt hätten, die durch Gewohnheit daran gefesselt wären, und deren Geist und Körper nun in keine andre Lebensart mehr paßten, also daß sie in jeder andren Lage unglücklich seyn würden, daß man solche Menschen mit Gewalt wieder in die Welt stieße, oder wenigstens sie zwänge, einen Ort zu verlassen, den sie sich, mit Aufopferung mancher andrer Aussichten, in vollem Zutrauen, daß dieser Zustand lebenslang dauern müßte, zu ihrem Aufenthalte gewählt hätten, an dem ihre idealische Glückseligkeit, die sich nicht taxiren läßt, hienge; ob

man nicht wenigstens Jedem freystellen sollte, entweder zu bleiben, oder auszutreten, bis Alle nach und nach ausstürben; Wenn ich ferner ein Politiker wäre; so würde ich Bemerkungen machen über die Unnützlichkeit und Schädlichkeit der Mönche, und wie wenig oder wie viel ihr Unterhalt dem Ganzen kostete, in Vergleichung mit den höchstnützlichen Domherrn, Gardesoldaten, Advocaten, Cammerräthen, Hofcavalieren, Tänzern, Sängern, Malern, Pfeifern, Friseurn, Kammerdienern, Heiducken u. d. gl., und wie hoch etwa diese dem Staate zu stehen kämen — Da ich aber kein Politiker und kein Rechtsgelehrter bin; so überlasse ich diese Auseinandersetzung andern unpartheyischen Gelehrten, und werfe hier nur Eine Frage auf, nemlich: „Wäre es nicht möglich, einige von den eingezogenen Klöstern in sehr nützliche Anstalten zum Glück vieler guten Menschen „umzuformen?“

Daß die Menge der Mönche, besonders der Bettelmönche, dem gemeinen Wesen, der Industrie und der Bevölkerung höchst nachtheilig ist, daran mögte ich nun wohl auf keine Art zweifeln. Muß denn aber deswegen eine Sache gänzlich ausgerottet werden, weil sich Misbräuche darinn eingeschlichen haben?

Die großen herrlichen Fonds, die schönen Gebäude, Gärten, und andre liegende Gründe sind

nun einmal da. Gewiß hat man die edelste Absicht bey der itzigen Einziehung der Klöster; Allein ich fürchte, jene Reichthümer werden in manchen Ländern in dem großen Meere des Staatsvermögens ersäuft, wenn man ihnen nicht bald eine feste Bestimmung anweist, und dann wird man vielleicht nach langer Zeit, zu großen nützlichen Versorgungsanstalten, woran es aller Orten noch sehr fehlt, Fonds suchen, und nicht finden.

Ich könnte eine Menge solcher fehlenden Anstalten hererzählen: Erziehungshäuser; gute Krankenhäuser, Invalidenhäuser; Fonds zu Ermunterung des Handels, der Industrie und des Ackerbaues; Fonds zu Ausstattung armer Mädgen; Creditcassen für verschuldete, unter gerichtlicher Administration seufzende unschuldige Erben verschwenderischer Väter; Fonds zu Preisen für edle Menschen, die sich durch vorzüglich gute Handlungen oder hervorstechende nützliche Talente auszeichneten; Fonds zu großen Policeyanstalten, welche die Gesundheit und das Eigenthum der Stadteinwohner sicherstellten — Und wer weiß, wie viel andre gute Anstalten, mit Hülfe der eingezogenen Klostergüter, sich machen liessen? Aber ich will nur von einer einzigen reden, die gewissermaßen Analogie mit dem speculativen Klosterleben hat, folglich auch der Absicht der Stifter entspricht, ich meyne: „Die Errichtung von „Zufluchtsörtern, von Ruheplätzen für forschende „Gelehrte, die sich dem Tumulte der großen Welt „entziehen wollten.“

Wenn ein junger Mensch, der noch gar nichts für die Welt gethan, noch gar nicht dem gemeinen Wesen gedient hat, sich in den Mauren eines Klosters vergräbt, und seine besten Jahre mit Herplappern unzweckmäßiger Gebethe, mit Wohlleben und mit Lesen erbärmlicher Legenden verschleudert — Wer wird das gutfinden können? Lasset uns aber andre Menschen vor Augen nehmen, die sich nach einer nützlichen Einsamkeit sehnen, und lasset uns Diesen die Thore der geräumten Klöster öfnen!

Dort sitzt ein gelehrter, würdiger Mann, der den größten Theil seines Lebens im Dienste des gemeinen Wesens hingebracht hat. Er hat in einer Wissenschaft tiefe Kenntnisse, könnte, wenn er Muße hätte, darinn noch große Entdeckungen machen, oder er ist sonst auf die Spur wichtiger Wahrheiten gekommen, welche er der Welt mittheilen mögte; Mangel an Reichthum aber zwingt ihn, bis an sein letztes Ende, im Joche des Dienstes zu bleiben, und seine Kenntnisse mit sich in das Grab zu nehmen.

Ein Anderer mögte gern ein großes Werk ausarbeiten; Es fehlt ihm aber an Hülfsmitteln, an Quellen, an Umgang mit Gelehrten, und er hat nicht Vermögen genug, dahin zu reisen, sich dort aufzuhalten, wo er das alles finden könnte.

Ein Dritter hat eine nützliche mechanische Erfindung gemacht, allein, wo soll er das Geld hernehmen, seine Maschine zu bauen? Er glaubt im Landbaue einen großen Vortheil beym Pflügen,

beym Pflanzen oder beym Düngen ausgegrübelt zu haben; Wer giebt Land dazu her, daß er seinen Versuch bewahrheite?

Diesen und viel andern Männern in ähnlichen Fällen würde es doch wohl zu gönnen seyn, daß man ihnen einen Ort anwiese, wo sie den Rest ihres Lebens in nützlicher Ruhe, ohne Nahrungssorgen, in dem Umgange mit andern Gelehrten, und in Nachforschung über ihre Lieblingsgegenstände hinbringen könnten — Das wären dann Academien, von deren Verwendung zum Besten der Menschheit sich etwas erwarten liesse.

In einem Kloster lebten auf diese Art ohngefehr zwölf Männer, und jeder in seinem Fache groß. Sie wären in Classen getheilt, nach der Gattung ihrer wissentschaftlichen Kenntnisse. Sie trügen einerley einfache Kleidung, genössen einerley einfache Kost — Kurz! sie lebten in einer Art von klösterlicher Zucht, nach einer gewissen Regel. Wer einen Platz (vorausgesetzt, daß einer erledigt wäre) suchte, der meldete sich bey der Classe, zu welcher er gern gehören wollte. Er würde geprüft, gewählt, nach den Umständen auf bestimmte oder unbestimmte Zeit angenommen, ihm aber freygelassen, wieder herauszugehn, wenn er wollte. Die hier zusammen lebenden Gelehrten hielten oft Zusammenkünfte in ihren Facultäten, und zuweilen allgemeine Zusammenkünfte, berathschlagten, versuchten, hielten Vorlesungen, theilten ihre Bemerkungen den Klöstern ihrer Provinz, ihres Lan-

des mit, machten ihre nützlichen Entdeckungen durch den Druck bekannt, hielten Vorlesungen für junge Leute, und zu gewissen Zeiten Gespräche mit Leuten, die sich bey ihnen Raths erholen wollten.

Dahin nähme dann Mancher, noch in der großen Welt Lebende, seine Zuflucht, fragte den erfahrnen Greis um Rath, beichtete ihm, und gienge mit absolvirtem Herzen, und wohlthätigen Winken zu seinem Glücke fort.

Dahin schickte der bescheidene Autor seine Schriften, und erbäthe sich Belehrung und Prüfung. Das Urtheil würde unpartheyisch seyn, denn keine bürgerliche Rücksichten noch Verhältnisse hätten Einfluß darauf, kein Autorneid, denn die Männer suchten nur Wahrheit; Was sie selbst schrieben, wäre nicht die Geburt eines Einzigen, sondern das Eigenthum des Ordens und der Menschheit.

Sollte es nicht Männer in der Welt geben, mit denen ein solcher Plan auszuführen wäre; Sollte man befürchten müssen, es mögte sich nach und nach bey der Wahl der Subjecte Partheylichkeit, Gunst, Gabe, Cabale einschleichen — Nun! dann könnte ich nichts weiter rathen, als daß man keine Art von Unternehmung mehr mit Menschen anfienge, sondern alles so gehn liesse, wie es geht, aus Furcht, das Gute mögte ausarten.

Auszug aus einem kurzen Briefwechsel, zwischen einem Hofmanne und mir.

I. Auszug aus seinem Briefe.

Es thut mir leid, mon chèr Ami, daß man hier auf Ihr Sujet nicht allerdings gut zu sprechen ist, daß man von Ihnen nicht so vortheilhaft redet, Ihnen nicht so viel Gerechtigkeit wiederfahren läßt, als Sie in allem Betracht verdienen. Verzeyhen Sie mir aber, mon Ami! Sie sind selbst ein bisgen Schuld daran. Sie schreiben etwas zu frey. Man legt manche Stelle in Ihren Schriften nachtheilig aus, und glaubt, es seyen Pasquillen auf Fürsten darinn. Es würde mich sehr chagriniren, wenn Sie deswegen Verdruß haben sollten. Sie wissen, mit großen Herrn ist nicht zu scherzen, Fürsten haben lange Arme, und man bessert sie ja doch nicht, wenn man ihnen die Wahrheit sagt u. s. f.

II. Auszug aus meiner Antwort.

Ich versichre Sie, mein Herr! auf meine Ehre, daß mir weit mehr daran gelegen ist, was mein ehrlicher Nachbar, der Schneider, von mir sagt, als was an Ihrem Hofe von mir gesprochen wird — Ihre Person ausgenommen, versteht sich —

Wenn jemand dort meine Schriften misfallen; so rathe ich demselben, sie ungelesen zu lassen, oder seinem Informator aufzutragen, daß er sie in der *** gelehrten Zeitung tadle. Dann wird sie, so weit die langen Arme Ihres großen Herrn reichen, das heißt auf *** Meilen im Umkreise, niemand kaufen.

Bewahre mich Gott, daß ich Ihr Fürstlein bessern wollte! — Das wäre wohl undankbare und verlohrne Mühe! Ich schreibe Wahrheit, aus keiner andern Absicht, als aus Liebe zur Wahrheit. Wer sie nicht vertragen kann, dem mag sie immerhin misfallen. Nur fürchte ich, Sie, mein Herr! haben noch nie in Ihrem Leben den Versuch gemacht, ob Wahrheit sagen bessert.

Pasquillen schreibe ich nie, und auf manche Fürsten dergleichen zu schreiben, diese Mühe ersparen sie uns selbst zuweilen. Das ärgste Pasquill auf Fürsten hat die Mutter Ihres gnädigsten Herrn vor *** Jahren herausgegeben. Wer daran gearbeitet hat, weiß ich nicht — Ich habe keinen Antheil daran. Was Sie ein Pasquill nennen, das war vielleicht nur eine kleine Rezension, die mir entfahren seyn mag über jenes lebendige Pasquill.

Chagriniren Sie Sich meinetwegen gar nicht, mein ehrlicher Mann! Es wäre Schade um Ihr

gefühlvolles Hofherzgen. Ich will mir schon so ganz still durch die Welt helfen, habe auch gottlob! über nichts zu klagen. Bis jetzt ist es noch immer gut gegangen; ich hoffe also, es soll ferner so bleiben. Dies um so mehr, da meine Glückseligkeit nicht, wie die Existenz mancher andern Menschen, an kleinen dünnen Fäden, an dem Blicke eines höchst mittelmäßigen Mannes, oder an der Gunst eines Kammerdieners hängt, sondern auf treue Erfüllung häuslicher Pflichten und auf Liebe und Achtung der Bessern beruht, unabhängig vom Urtheil des großen Haufens.

Meine ohnmaßgebliche Meinung über verschiedene Schriften.

Nichts ist der Wahrheit nachtheiliger, als wenn sie in dem Munde eines heftigen Mannes den Anstrich bekömmt, als wenn Leidenschaft sie eingegeben hätte. Deswegen misfällt mir gar sehr der Ton unsrer heutigen Rezensionen, und überhaupt das Rezensiren, wenn der Mann, der das Urtheil fällt, nicht seinen Nahmen darunter setzt. Warum sollte, wenn der Rezensent keinen beleidigenden Spott einmischt, und den Character, die Person des Schriftstellers ohnangetastet läßt; warum sollte dieser sich da nicht gefallen lassen, ein bescheidenes Urtheil über sein Buch zu hören? Man kann ein vortreflicher Mann seyn, und doch ein schlechtes Kunstwerk liefern; ja! man kann sehr hell über eine Sache denken, und doch nicht die Gabe haben, seine Gedanken auszudrücken, oder durch Vorliebe zu seinen eigenen Wendungen etwas hinschreiben, das auf Andre nicht dieselbe Würkung macht.

Meiner Meinung nach sollte man von den ganz elenden Schriften, deren heut zu Tage eine solche Menge herauskömmt, gar nichts sagen, sondern nur wichtige Werke anzeigen und beurtheilen. Wer so wenig Kenntnisse hat, und dabey so wenig Bescheidenheit besitzt, daß er etwas drucken läßt, das

kein vernünftiger Mensch ohne Ekel lesen kann, der wird auch durch eine beissende und überhaupt durch eine Rezension weder überzeugt noch gebessert werden. Er wird den ungenannten Rezensenten für einen seiner kleinen Feinde, oder für einen Menschen halten, der das Ding nicht versteht, und wenn er dann das Glück hat, noch einmal einen Verleger zu finden; so wird er dreist weg wieder schreiben und herausgeben, sobald etwas fertig ist. Zur Warnung für das Publicum können aber solche Rezensionen auch nicht helfen. Wer seine Bücher blindlings nach der Phisiognomie der Titel wegkauft, der verdient, mit unter Maculatur zu bekommen; und da nicht alle Menschen einerley Geschmack haben, und man heut zu Tage auch weiß, daß es mit den Rezensionen nicht immer ganz unpartheyisch hergeht; so bestimmt ohnehin fast niemand mehr die Wahl seiner Bücher nach dem Urtheile der Journalisten.

Bey der Menge von deutschen Journalen wäre noch immer zu wünschen, es mögte einmal eines erscheinen, welches gemeinnützig, und von Männern geschrieben wäre, die sich nicht scheueten, ihre Nahmen davorzusetzen, deren Nahmen aber auch von Seiten des Kopfs, des Herzens und der Kenntnisse in dem besten Rufe stünden, und die keine Beyträge von ungenannten oder von ihnen verschwiegenen Verfassern einrückten.

Dieser Wunsch führt mich zu einigen Anmerkungen über Göckingks Journal für Deutschland. Die Herausgabe dieses Journals ist gewiß ein uneigennütziges edles Unternehmen, und des Herrn Herausgebers bekannter Character giebt seiner Anstalt von allen Seiten eine glückliche Vorbedeutung; Allein, wird man es deswegen übel aufnehmen, wenn ich offenherzig sage, was ich gegen diese Einrichtung, oder vielmehr gegen einige der Artikel zu erinnern habe? Ohnmöglich! Wer Freyheit im Denken von einer Seite durch eine eigene Anstalt befördern will, der wird sie auch gewiß von einer andern Seite nicht unterdrücken wollen. Also zum Zweck!

Ich glaube, aus Gründen, die Herr Göckingk selbst zu Anfang einer Ankündigung angeführt hat, daß ein so allgemeines Journal in unserm Vaterlande, wo so viel verschiedene Interesse herrschen, wo sich nicht alles in Einem Mittelpuncte concentrirt, sich nicht wohl lange erhalten könnte, noch auch den gehofften Zweck erreichen würde; doch sind einige unter den versprochenen Artikeln von der Art, daß sie, wenn sie gut und vollständig ausgearbeitet werden, sehr großen Nutzen stiften können.

Zu diesen nützlichen Artikeln rechne ich: das Verzeichniß aller Getreidepreise; das monatliche meteorologische Tagebuch; das Verzeichniß

aller aufgeführten dramatischen Stücke; die Preisaufgaben; die Ankündigungen, die Edicte und Waarenverbote, und gut gewählte Auszüge aus Journalen — Das sind Dinge, die ganz Deutschland interessiren, woraus man sieht, wie Luxus, Geschmack, Gelehrsamkeit, Policey, Regierungskunst u. s. f. in den einzelnen Provinzen unsers Vaterlandes zu- und abnehmen.

Von allen übrigen Artikeln aber (wenn es auch möglich wäre, sie vollständig und gänzlich wahr zu liefern) wäre ich dennoch geneigt, nicht so vortheilhaft zu urtheilen, sondern vielmehr zu glauben, daß kaum in jedem dicken Hefte, für jeden einzelnen Leser, monatlich ein halber Bogen voll interessanter Materie sich finden wird, da hingegen leicht ein ganzer Bogen darinn seyn könnte, der irgend jemand tödtlich kränkte — Ich will mich näher erklären:

In England, wo das ganze Volk Antheil an der Regierung, folglich jedes Glied jeder Familie personelle Wichtigkeit hat, da kann der ganzen Nation daran gelegen seyn, es zu wissen, wenn ein Stück aus der Kette gerissen wird; Was für Antheil aber kann ein Mann in Hamburg daran nehmen, wenn er erfährt, daß des Herrn Hauptmanns von N. N. jüngstes Söhnlein in München gestorben ist, oder daß in Salzburg ein Herr Secretair M sich mit Jungfer Y verheyrathet hat?

Concurse und Debitcommissionen treffen leider! durch Unglück auch zuweilen den Unschuldigen, den es dann sehr kränken muß, wenn er seinen Nahmen oder den Nahmen seines Freundes an den Pranger gestellt sieht. Wer aber dergleichen muthwillig veranlaßt, und sich durch die Furcht vor Schande und Verachtung in seiner Vaterstadt, so wenig als durch die Furcht vor dem Fluch derer, die er betrügt, hat zurückhalten lassen; der wird sich auch wenig darum bekümmern, ob er in einem Journale beschimpft wird oder nicht. Dazu kömmt, daß die Gläubiger immer früh genug den Bankerutt ihres Schuldners erfahren, für Andre aber diese Nachricht sehr unwichtig scheint.

Nichts ist jetzt leichter, als auch zu den elendesten literarischen Producten einen Verleger zu finden. Wer also die Gelegenheit, Handschriften an Buchhändler zu verkaufen, noch vervielfaltigt, ich denke der versündigt sich an das Publicum.

Brunnenlisten kommen mir fast als das Allerunnützeste vor, was man lesen kann.

Was mir aber am wenigsten einleuchten will, ist die historische Chronik; Hier sind meine Gründe:

1) Wen sein Gewissen nicht von Schandthaten zurückhält, der wird auch selten sich vor öffentlichem Schimpfe fürchten. Beweise davon geben

manche Provinzen von Deutschland, über deren schlechte Regierungen man seit einigen Jahren so laut geschrien hat, daß die herrschenden Schelme nun gar nicht mehr Acht darauf geben, sondern es täglich ärger machen. Dies tritt gewöhnlich bey mächtigern, von Schmeichlern umgebenen Bösewichten ein, und die wären es doch grade, denen man dergleichen Art von Schande zubereiten mögte, weil sie die Gewalt haben, sich jeder andern Art von Züchtigung zu entziehen. Der arme Schelm leidet immer durch die Folgen seiner Handlungen; die Vorsehung sorgt dafür.

2) Es giebt für den schlauen Schurken unzählige Mittel, wenn sein Bubenstück zur Sprache kömmt, dem Dinge eben so öffentlich eine andre Wendung zu geben.

3) Ist er recht listig; so wird er sich gar nicht einmal die Mühe geben, die Sache ins Klare zu bringen, sondern nur ganz kurz bekannt machen: „Er habe eine Annecdote von sich gelesen; Da Herr „G. nur der Sammler, nicht aber der Verfasser „solcher Nachrichten sey; so könne er sich an denselben nicht halten, sondern werde diese anonyme „Verläumdung wie billig verachten, bis der Urheber öffentlich aufträte." Und wie wenig Menschen giebt es dann, die das Herz haben würden, und ihrer Lage nach haben dürften, zu sagen: „Ich bin der, welcher die Nachricht eingeschickt

„hat?“ Und hat der Einsender die Befugniß und den Muth; warum belangt er jenen nicht öffentlich vor Gericht? Gäbe ihm die Justitz nicht Recht, ey nun! dann wäre es ja noch immer Zeit an das Publicum zu appelliren, oder sich mit dem Bewußtseyn zu beruhigen, das Seinige zu Entlarvung des Betrugs gethan zu haben.

4) Ich glaube, daß sogar der redliche, selbstständige Mann, wenn er unschuldigerweise auf diese Art verläumdet würde, sich nicht die Mühe geben sollte, seine Rechtfertigung eher vor das Forum des Publicums zu bringen, als bis der Ankläger hinter dem Herrn Herausgeber hervorgekrochen wäre.

5) Man sage nicht, daß hier niemand unschuldig könne angeklagt werden! Mein Gott! wenn man vor privilegirten Richterstühlen oft eine Sache in zehn Jahren nicht ins Reine bringen kann; wie wird Herr Göckingk für die Aechtheit der Beläge, für die Unverstelltheit der Thatsachen, für die Unpartheylichkeit seiner Correspondenten haften können, die er wahrlich nicht Alle genau kennt; (wie ich sichre Ursache habe es zu vermuthen) Und welche Weitläuftigkeit für ihn, welche undankbare Arbeit für diesen edlen wahrheitliebenden Mann, wenn er, jeder Lumperey wegen, deren es in dieser Welt immer geben wird, sich in verwickelte Untersuchungen in fremden Ländern einlassen müßte!

6) Der Herr Herausgeber will keine Annecdote ohne Beläge annehmen? Aber sollte es ihm denn unbekannt seyn, daß diejenigen schändlichen Handlungen grade die ärgsten sind, und am mehrsten bekannt zu werden verdienen, welche sich nicht durch Actenstücke beweisen lassen? z. B. Bestechungen der Großen, worüber man selten Quittung empfängt, Untreue, Ränke, Verläumdungen an Höfen? u. d. gl.

7) Und giebt es nicht Handlungen, die offenbar den Schein gegen sich haben, und dennoch nicht böse sind, die sich aber, gewisser Rücksichten wegen, durchaus nicht aufklären lassen; wo nur ein reines Gewissen und Unschuld des Herzens Richter seyn können? Wie, wenn nun in solchen Fällen ein edler Mann angetastet wird, und sich nicht vertheydigen kann, vielleicht aus Größe der Seele, um Andrer zu schonen, um gefährlichere Folgen zu vermeiden, sich nicht vertheydigen darf?

8) Wenn also, gegen hundert wahrhafte Anzeigen von würklichen Bosheiten, eine einzige Verunglimpfung eines einzigen Unschuldigen mit unterläuft; Ist das je — je — je wieder gut zu machen? Ist es nicht besser dafür lieber der Zeit, der Vorsehung und dem Gewissen des Verbrechers zu überlassen, die Schandthat zu entdecken und zu bestrafen?

9) Man nimt dem Manne alle noch übrige Schaam, wenn man ihn nahmentlich beschimpft; Auch ist es eine Frage, ob hierzu jemand anders als die Obrigkeit, als der Repräsentant des Publicums, das Recht hat? Ehemals war ich nicht immer dieser Meinung; Längere Erfahrung mancher Art lehrt mich itzt also urtheilen. Doch bekenne ich, daß ich von je her einen Widerwillen gegen anonyme Ankläger genannter Leute gehabt, und das Annecdötgeneinschicken nie recht gern habe leiden mögen. Es giebt eine andre Art solche Bilder hinzustellen, ohne die Menschen zu nennen, und ich glaube, daß die von allen Völkern als eine kräftige Arzeney anerkannte Satire, bessere Würkung thut, als eine auch unsern Nachbarn zum Spectakel dienende Chronique scandaleuse. Ist die Satire treffend; so sagt doch jeder wohlverdienterweise: „Siehe! da ist das Original zu dem „Bilde!" und der Dargestellte wird vielleicht vorsichtiger, kann noch auf halbem Wege umkehren, geht in sich, oder denkt: das Ding mögte ärger kommen. Ist aber die Satire nicht treffend; so bleibt doch der Unschuldige ungekränkt. Dazu kömmt, daß bey der Satire ein Schlag auf einmal mehr Verbrecher treffen kann, da es in jedem Lande ähnliche Originale giebt.

10) Ist es eine herrliche Sache, um die Toleranz. Wie mancher Leser, der sich schadenfroh ergötzt an der öffentlichen Beschimpfung eines Böse-

wichts, würde, unter eben den Umständen, in derselben Lage, bey derselben Erziehung, Gemüthsart u. s. f. nicht besser gehandelt haben!

11) Dagegen aber hätte ich nichts, daß man die guten Handlungen bekannt machte. Das reizt zur Nacheiferung, und wenn auch ein unverdientes Lob mit unterliefe! — Besser Tausende gelobt, die es nicht verdienten, als ein einzigmal einen Unschuldigen gelästert!

Dies waren gleich meine Gedanken bey Erblickung der Ankündigung des Journals für Deutschland, und ich habe, nach Lesung der ersten fünf Hefte, nicht Ursache gefunden, meine Meinung zurückzunehmen. Besonders dünkt mich, daß die mehrsten eingerückten kleinern Aufsätze sehr mittelmäßig sind.

Soll ich nochmals um Verzeyhung bitten, daß ich so offenherzig geredet habe? Ich glaube: Nein!

Was ich so eben über das Annecdotensammlen gesagt habe, erinnert mich an zwey vor nicht gar langer Zeit erschienene Bücher, nemlich: an die Briefe eines durch Deutschland reisenden Franzosen und an Faustin, oder das philosophische Jahrhundert. Ersteres ist in der That reich an feinen, wichtigen Bemerkungen, von einem kenntnißvollen Beobachter an Ort und Stelle, unpar-

thenisch, mit Muße, und nicht blos beym Durchreisen hingeschrieben. Dagegen aber fehlt es auch nicht darinn an zusammengestoppelten, vielleicht von Malcontenten eingeschickten, schiefen, und zuweilen an grundfalschen Nachrichten über einige Städte und Provinzen, wo der Herausgeber entweder nie gewesen ist, oder sich zu kurze Zeit aufgehalten hat. Das thut nun in der That der Wahrheit Schaden, und die, welche böses Gewissen haben, und nach Verdienst hier zur Schau hingestellt worden sind, glauben großes Recht zu haben, wenn sie irgend einen falschen Umstand aus einem solchen Buche anführen können, wenngleich von einer andern Seite der große Schwarm der modernen Reformatorn, eben so unbillig, jedesmal in die Hände klopft, wenn nur auf etwas geschimpft wird. Doch mögte ich im Ganzen noch eher solche Schriften leiden, in welchen die schlechten Regierungen ganzer Länder (denn das kann ja ohnehin kein Geheimniß bleiben) geschildert, als solche, in denen kleine geheime Annecdoten von einzelnen Personen, hinter dem Vorhange hervor, ausgeschrien werden.

Faustin hingegen halte ich für eine sehr unbedeutende, unnütze Nachahmung des Candide. Unser Jahrhundert, in welchem wir wenigstens täglich aufgeklärter werden über die Gebrechen der Menschheit, mag man immer ein philosophisches Jahrhundert nennen, wenngleich nicht in allen

Ecken von Europa auf einmal alle Misbräuche abgeschafft werden; so wie diese Welt gewiß die möglichst beste Welt ist (weil der Weise darinn reiche Freuden, seligen Genuß einerndten kann, weil selbst ihre unvermeidlichen, anscheinenden Unvollkommenheiten, in ihren spätern Folgen, zur Vollkommenheit führen) wenngleich sie immer nur eine Welt für Menschen bleibt — Es ist Zeitverlust solche allgemeine, das Ganze erhöhende Schattirungen, auf Rechnung der weisen Vorsehung, zu persiflieren!

Etwas über catholische Universitäten.

Auszug eines Briefes.

Auf deutsche protestantische Universitäten zieht jeder Jüngling oder Knabe so gut vorbereitet hin, als er, seine Eltern, Vormünder, Hofmeister, oder andre Lehrer, es glauben verantworten zu können, und man dirigirt nachher seine Studien nach bestem Wissen und Gewissen; Auf catholischen Universitäten ist es mehrentheils anders. Wer da von unten auf seine Classen durchläuft, der muß den ganzen Cursum durchmachen, wird Er genannt vom Lehrer, hernach Musjö, dann Herr, wird Licentiatus, Baccalaureus, Magister und Doctor hintereinander fort, und rückt so von Kenntniß zu Kenntniß, von Wissenschaft zu Wissenschaft hinauf. Wäre diese Stufenreyhe vollkommen zweckmäßig gewählt, und geordnet, wie es seyn sollte; so wäre das wohl eine herrliche Einrichtung. Allein das ist nun bekanntlich in den mehrsten untern Schulen der Fall nicht, und mit der scholastischen Philosophie und manchem andern elenden Wortkrame geht unendlich viel Zeit verlohren. Ein oder zweymal des Jahrs werden eine Menge Promotionen vorgenommen, das heißt: eine große Anzahl junger Leute rückt aus der vierten in die fünfte, aus dieser in die sechste Classe und so ferner hinauf. Da kann man dann auf Einem Brette dreyssig

Jünglinge zu Doctorn der Weltweisheit krönen sehn. Die Geschicktesten darunter aber defendiren im Nahmen der Uebrigen.

Die Materien, worüber disputirt wird, sind zuweilen so gewählt, daß es dem sehr auffallen muß, der lange in protestantischen Provinzen gelebt hat.

Gestern, zum Beyspiel, wohnte ich einer solchen Defension bey. Ein geschickter wackrer junger Cavalier disputirte pro suprema Philosophiæ laurea — und über welche Materie, meynen Sie wohl, mein Freund? — über die elementa artis diplomaticæ! Wer keine andre als acatholische Universitäten gesehen hätte, dem würde dies eben so sonderbar vorkommen, als wenn man in Göttingen, um Doctor Juris zu werden, de arte obstetricia disputirte. Allein die Sache ist so passend als möglich. In der siebenten Schule (Classe) nemlich, aus welcher dieser junge Mann nun austrat, und welche von der Physik den Nahmen hat, wird auch die Diplomatik gelehrt, und deswegen gehörte diese Wissenschaft in die Reyhe derjenigen Kenntnisse, über welche er geprüft werden sollte, und in welchen er Proben seiner Geschicklichkeit ablegte.

Noch muß ich erinnern, daß in protestantischen Gymnasien die öberste Classe prima heißt, in catho-

lischen aber umgekehrt. In Hildesheim also lernt man vielleicht in der siebenten Classe buchstabiren, und in Ingolstadt in der siebenten Schule practische Weltweisheit.

Diese Anmerkung scheint sehr unbedeutend, ist es aber nicht, in Betracht der schiefen Urtheile, die man zuweilen hört und lieset, besonders von Reisenden, die, mit fremden Einrichtungen unbekannt, alles nach dem Schlendrian ihrer Vaterstadt abmessen wollen.

Zwey Aufgaben.

Ich wünschte von einem größern Philosophen als ich bin, über folgende zwey Puncte gründliche Abhandlungen zu lesen:

I. Ueber den Enthusiasmus für das Böse und für das Gute.

II. Ueber die Grenzen der Dankbarkeit.

Hier sind einige Fragen und Erinnerungen, die dabey in Betracht kommen könnten:

Warum ist es leichter, die Menschen mit Schwärmerey zur Bosheit und Thorheit, als mit Enthusiasmus für Weisheit und Tugend zu erfüllen?

Daß uns die Geschichten aller Zeiten die Wahrheit dieses traurigen Satzes bestättigt, wird niemand leugnen wollen.

Die Lehre von der Erbsünde. und daß also der Mensch von Natur zum Bösen geneigt sey, kann hier wohl nicht in Betracht kommen, denn wenn auch diese Lehre wörtlich also zu verstehen

wäre; so ist doch hier nicht vom Hange zum Bösen, sondern vom Enthusiasmus dafür die Rede, und nicht nur von Enthusiasmus für das Böse allein, sondern auch von Schwärmerey für die Thorheit. Warum haben die Menschen lieber die lächerlichsten Narrheiten geglaubt, und dafür ihr Leben gewagt und aufgeopfert, als für die einfache Wahrheit?

Man sage nicht, daß Mangel an Aufklärung daran Schuld ist, und daß man ernstlich daran arbeiten müsse, das ganze Menschengeschlecht über sein wahres Interesse aufzuklären! Wenn das möglich wäre; so wäre es längst geschehen, und es bedarf dazu keiner künstlichen Anstalten. Einfache Wahrheit und Pflicht kennt gewiß jeder, wenn er kaltblütig darüber nachdenkt.

Tausende seufzen über einen Tirannen und fechten doch mit Enthusiasmus für ihn, wagen ihr Leben in seinen ungerechten Kriegen, glauben gern, daß er ein Recht habe, sie zur Schlachtbank zu führen; aber unter den Tausenden tritt nur sehr selten ein einziger Brutus auf, der auch nur sein Leben wagt, sein Vaterland von dem ungerechten Joche zu befreyen.

Tausend zeichnen sich durch Thorheiten aus, und überwinden herzhaft den Neid und die Ver-

folgung andrer Narren; aber selten hat Einer den Muth, sich durch Simplicität und Selbstständigkeit auszuzeichnen, wenn er auch die herrlichsten Dinge darüber zu sagen weiß.

Wie lassen sich die Grenzen der Dankbarkeit gegen schlechte Menschen bestimmen? Oder: Wie soll man sich betragen, wenn man jemand, den man nachher als einen schlechten Mann kennen lernt, von ältern Zeiten her, viel Verbindlichkeit schuldig ist, und nun Eifer für die gute Sache mit dem Gefühle der Erkenntlichkeit in Streit kömmt?

Darf hier der Bewegungsgrund, daß jeder Wohlthäter schon durch die innere Ueberzeugung, etwas Gutes gethan zu haben, hinlänglich belohnt ist, von mir in Rechnung gebracht werden? Darf ich Rücksicht darauf nehmen, daß ich entweder seiner Wohlthaten, seiner Hülfe werth war, als er mir diente, und er alsdann nichts mehr gethan hat, als was Pflicht jedem Redlichen gebiethet, oder daß, wenn ich dieselbe nicht verdiente, er gegen die Tugend der Gerechtigkeit gesündigt hat?

Wenn höhere Pflichten, z. B. das Richteramt oder dergl. ins Spiel kommen, ja! dann kann kein

I.

In einer Provinz von Deutschland, wo es in manchen Fällen streitig war, ob man nach Wetzlar oder an das höchste Landesgericht appelliren müßte, verlohr ein Mann einen beträchtlichen Proceß, der ihn um seine Güter gebracht haben würde, in welche seine Gläubiger immittirt wurden. In dieser Verlegenheit gab er eine Schrift ein, in welcher er sagte: „da es hier „streitig sey, an welches Gericht man sich zuletzt „wenden dürfe; so wolle er hiemit an ein Gericht „appelliren, welches nach dem westphälischen „Frieden von Allen als das öberste anerkennt „würde, nemlich an das jüngste Gericht; Er „bäthe daher, um leidliche Determination der „Succumbenzgelder, und um Einhalt mit der „Execution, bis zu entschiedener Sache.“ Der letzte Punct, wegen Aufschiebung der Execution, wurde ihm nun freylich, wie man denken kann, nicht gestattet. Da die Sache aber nun seit funfzig Jahren bey den Reichsgerichten hängt; so ist es wahrscheinlich, daß er den ersten Theil seiner Bitte, nemlich: am jüngsten Tage erst sein Definitivurtheil zu erlangen, erfüllt sehen wird.

2.

In Frankfurt am Main in einem Gasthofe saß in der Meßzeit ein Mann neben mir, der mich durch seine sonderbare Zerstreuung sehr belustigte. Unter andern Zügen dieser Art, welche ihm, während der Malzeit an der Wirthstafel entwischten, erinnere ich mich folgendes: Es gieng bey dem Nachtische ein Teller mit Bisquit herum. Ich reichte ihm denselben; Er nahm ein Bisquit, und gab den Teller seinem Nachbar zur Linken. Gleich nachher kam auch durch mich ein andrer Teller an ihn, auf welchem einige Geldstücke lagen, die man für Musikanten, welche während der Tafel spielten, gesammlet hatte. Mein zerstreueter Nachbar, statt etwas dazu zu legen, nahm eines von den Geldstücken hin, legte es neben sein Bisquit, und reichte den Teller ernsthaft weiter. Ein Lächeln, das er an mir bemerkte, erinnerte ihn an sein Versehn, und um dies gutzumachen, nahm er den Musikantenteller wieder zu sich, griff geschwind vor sich hin, und — legte das Bisquit darauf.

3.

Als ein Beyspiel des feinen Geschmacks der Holländer mag folgende Stelle aus einem ihrer heroischen Trauerspiele dienen, für deren Aecht-

heit ich jedoch nicht einsehe. Es ist ein Dialog zwischen einem Prinzen und einer Prinzeßinn, welcher sich also anfängt:

Prinz. Princess, hoe kan't Gy myn vergeeten?
Heb ik dog well duysendmaal in Uwen
Arm leggen zweeten!

Prinzessinn. Prins ik moet het gestaan
U Reuk was doent myn angenaam;
Mar nu reuk Gy niet naar Muscat,
Als Gy naar het Secret toe gäat.

4.

Ein würdiger alter protestantischer Prediger in der Pfalz, der, durch apoplectische Zufälle gelähmt, ausser Stande war, seinen Amtsverrichtungen vorzustehn, hatte seinen Sohn, einen liebenswürdigen rechtschaffenen Jüngling, zur Hülfe in seinem Dienste, bey sich. An einem Sonntage predigte der junge Mann über den Text: „Denen, „die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten „dienen.“ Nach der Kirche wollte sein lahmer Vater mit ihm auf die Nachbarschaft zu Verwandten fahren. Man nahm ein kleines einspänniges Fuhrwerk; der Sohn leitete das Pferd; der Alte saß neben ihm. Als sie am schroffen Ufer eines Flusses herkamen, wurde der Gaul durch irgend etwas scheu und flüchtig. Alle Mühe und Anstrengung des jungen Mannes ihn zu halten war vergebens. Sie trafen endlich an einen Platz,

wo das Ufer äusserst steil, der Weg schmal, und der Abgrund sehr tief war. Ein Rad des Fahrzeugs kam zu nahe an den äussersten Rand, und in dem Augenblicke stürzten Cariole, Pferd und Männer hinunter. Aber der Sohn war herausgesprungen, hielt immer noch die Zügel, wurde zwar mit hinuntergerissen, minderte doch aber die Heftigkeit des Sturzes. Er kam grade zu der Zeit hinunter an das Wasser, als sein lahmer Vater schon im Begriff war zu ertrinken. Da rettete ihn der Jüngling, und trug ihn an das Ufer. Der Greis war ohnmächtig geworden, schlug aber bald die Augen wieder auf, sahe seinen Sohn an, und sagte freundlich: Weißt du nicht, mein Sohn! daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen? Diese Geschichte, die beyden Menschen zur Ehre gereicht, ist pünctlich wahr. Welche seltene Gegenwart des Geistes und Heiterkeit der Seele in solchen Augenblicken!

5.

Ein Gerichtshalter auf einem adelichen Gute gerieth einst auf der Gerichtsstube gegen einen Bauer zu sehr in Zorn. Der Bauer von seiner Seite wurde auch hitzig und bath endlich den Richter auf eine sehr unanständige Art zu Gaste. Der Gerichtshalter sprang vom Stuhle auf; der Bauer eilte zur Thür hinaus; So gieng es über den Gang, die Treppe hinunter, bis auf den Hof.

Hier begegnete ihnen der Gutsherr, ein äusserst phlegmatischer Mann: „Wohin so schnell, Herr „Gerichtshalter?“ — „Ey! Ihro Gnaden“ rief der erzürnte Richter „Stellen Sie Sich vor, „der verteufelte Bauer hat mir gesagt: ich soll „ihn im - - - u. s. f.“ — „Nun! wenn auch“ erwiederte der Herr kaltblütig „damit hat es ja „keine Eile.“

6.

Wenn Einer von uns dem Andern Geld schuldig ist und nicht bezahlen kann; so pflegt er gegen diesen mehrentheils gar demüthig und höflich zu seyn. Bey den Großen der Erde hingegen scheinen solche Kleinigkeiten nicht immer Einfluß auf ihr Betragen zu haben. Es ist wahr, man sagt, sie könnten mündlich, unter vier Augen, sich zuweilen ohngemein herablassen, sobald sie es ihrem Interesse angemessen fäuden; aber schriftlich — ja! das ist eine andre Sache; litera scripta manet. Daß es eben so vor beynahe dreyhundert Jahren gewesen, und die Fürsten auch damals schon, selbst wenn sie in Verlegenheit waren, ihre, dem Vorurtheile nach angebohrnen Rechte nicht vergaßen, beweiset folgender Brief des Herzogs Heinrich des Jüngern von Braunschweig an einen Edelmann in Hessen, dem er Geld schuldig war. (Ich habe den Brief in verständlichers Deutsch übertragen.) Er lautet also:

„Lieber Jost! Dein Knecht hat hier etwas „lange gelegen. Ist die Ursache, daß ich nicht „einheimisch gewesen bin; Als habe ich ihn, nach „meinem Wiederkommen, einen Tag oder drey „aufgehalten, nachdem der mein Geld unter Hän„den hat. Ich hatte gemeint, der sollte wieder„kommen seyn; Als habe ich ersehen, daß er noch „in acht Tagen nicht kömmt; Als habe ich Deinen „Knecht reiten lassen, denn Du Seiner vielleicht „bedürfen mögtest, und will Dir es bey eigener „Bothschaft in Deine Behausung schicken; Dir „Gnade zu beweisen bin ich willig. Datum Zell „meine Hand. Dienstag nach corporis Christi „1491."

Das ist gar lustig zu lesen, wie der Schuldner seinem Gläubiger Gnade zu beweisen willig ist. Hätte er ihn doch lieber bezahlt!

7.

Sonderbarer Brief des Kaufmanns W. an den Secretair B.

„Mein Herr! Ich habe vor einiger Zeit mit „großem Befremden gehört, daß Sie bey jeder „Gelegenheit übel von mir reden, da Sie mich „doch gar nicht kennen; und heute erfahre ich, „daß Sie im Begriff stehen, wegen zweyhundert „Thaler Pupillengelder, die Sie nicht herbeyschaf„fen können, in Verhaft genommen zu werden,

„welches mich denn sehr freuet, weil es mir Ge„legenheit giebt, Ihnen zu zeigen, daß ich nicht „der Mann bin, für den Sie mich ausschreyen. „Hier sind die 200 Rthlr. die ich Ihnen vorstrecken „will, damit Sie aus der Verlegenheit kommen.“

„Aber sagen Sie mir einmal: Sind Sie nicht „ein miserabler Mensch, daß Sie von ehrlichen „Leuten schlecht sprechen, und doch der ehrlichen „Leute nicht entbehren können? Indessen hoffe „ich, Sie werden Sich bessern. Ich bitte mir „übrigens eine Quittung über das Geld aus, und „verharre“

„Ihr dienstwilliger Diener W.“

8.

Wie leicht auch die besten Fürsten das Unglück haben können, eine Ungerechtigkeit zu begehn, die nicht immer so wieder in das Feine zu bringen ist, als diejenige, welche ich jetzt erzählen werde, beweiset folgende Annecdote: Ein sehr gütiger Fürst, der gewiß nie vorsetzlich einem seiner Leute Unrecht that, hatte in seinem Dienste einen Officier, der von unten auf gedient, und im Kriege sehr unzweydeutige Proben seines Muths gegeben hatte. Nach dem Frieden nahm ihn der Herzog aus dem Militair weg, und gab ihm eine Zollverwaltersstelle auf dem Lande. Kaum hatte er diese Bedienung einige Jahre verwaltet, als er

durch eine Feuersbrunst Haus, Hof, Weib, Kind und alle seine Papiere verlohr. Indeß war ein neuer Krieg ausgebrochen, und unser alter Held bekam noch einmal Lust sein Glück im Felde zu versuchen; Er bath den Herzog, ihn wieder anzusetzen, und dieser ließ ihn als Capitain mitgehn. Er that hier wiederum seine Pflicht, focht tapfer, war von jedermann geliebt, setzte den Rest seines Vermögens in dem Dienste seines Herzogs zu, und kam nach geendigtem Kriege zurück, um den Lohn seiner Arbeit zu erhalten. Das erste, was ihm hier begegnete, war, daß er in Verhaft genommen wurde — Niemand begriff warum; die Veranlassung aber war folgende: Ein neuer Finanzdirector war an das Ruder gekommen, wollte sich bey seinem Herrn durch übergroße Pünctlichkeit in Gunst setzen, suchte alle alte Ansprüche und Forderungen hervor, und fand unter andern, daß der ehemalige Zollverwalter, jetzige Capitain H*** keine Rechnung über seine Einnahmen abgelegt hatte. H*** wurde befragt, berief sich auf den Verlust seiner Papiere — Man machte eine große Nachrechnung von Receß — der arme Hauptmann konnte nichts bezahlen; und so wurde er dann auf die Festung gesetzt. Niemand nahm sich Seiner an, dem Fürsten war die Sache in der besten Form Rechtens vorgetragen worden, und so saß denn der Unglückliche ein Jahr lang, und bekam täglich wenige Kreuzer zu seinem Unterhalte.

Dies erfuhr endlich einer seiner ältesten Freunde und der drang durch, bis zu der Person des Herzogs, siegte gegen Cabale und Privathaß, und würkte des Capitain H*** Befreyung aus. Nun war er freylich nicht mehr in Gefangenschaft, aber wovon sollte er leben? Man hatte ihm keine Pension ausgesetzt. In dieser traurigen Lage gieng H*** grade in das Schloß zum Herzog: „Gnädigster Herr!“ sagte er, „Ich danke zwar unterthänigst für die wieder erhaltene Freyheit; Allein da ich von derselben ohne Geld keinen Gebrauch machen kann; so überliefere ich hiemit meinen Degen wieder, und bitte ehrerbiethigst, mich wieder auf die Festung bringen zu lassen. Ich habe Vermögen und Gesundheit in Ihrem Dienste zugesetzt. Ersparen Sie mir itzt den Schimpf, in meinen alten Tagen zu betteln! Während meiner Gefangenschaft hatte ich doch täglich einige Kreuzer — Jetzt habe ich nichts.“ Der Fürst erschrack, untersuchte die Sache genauer, wurde gerührt, und verwilligte dem verdienstvollen Manne eine reichliche Pension. — O ihr Fürsten! wie oft wird auf diese Art Euer gutes Herz gemisbraucht, wenn Ihr nicht mit eigenen Augen sehet!

9.

Ein gewisser Comte de *** besaß ein Landgut, ohnweit M***, wo er sich durch seinen unerträg-

lichen Hochmuth allgemein verhaßt machte. Eines Morgens traf er bey einem Spaziergange an der Mauer seines Gartens einen Soldaten aus M***, sitzend an, indem derselbe gewisse Bedürfnisse der Natur befriedigte. Der Graf hatte eine Vogelflinte auf dem Rücken, nahm dieselbe in die Hand, spannte den Hahn, zielte auf den Soldaten, und schrie erboßt: „Was unterstehst du dich, Kerl? „Ist es erlaubt, meine Mauer also zu beschimpfen? „Gleich friß das auf, oder ich erschiesse dich auf „der Stelle.“ Der Soldat war ein Franzose — Er bath, entschuldigte sich, flehete; Nichts half; der abscheuliche Graf zwang ihn, die schmutzige Malzeit anzufangen. Als das Ungeheuer sich eine Zeitlang an diesem ekelhaften Anblicke geweidet hatte, erließ er ihm die fernere Strafe: „Je te „fais grace du reste“ sagte er. Der Soldat fiel auf die Knie, dankte unterthänigst für die Milderung der Strafe, lobte die Gnade des Grafen, kam dann auf seine eigene Person, erzählte, er sey ein Gewehrmacher von Profession, lobte die Flinte des gnädigen Herrn, machte diesen treuherzig; Ein Wort gab das andre; und so lockte er ihm endlich das Mordgewehr aus der Hand, unter dem Vorgeben, es zu besehen. Aber kaum hatte es der Soldat in seiner Gewalt, als er es dem Grafen entgegen hielt, und mit fürchterlicher Stimme rief: „Apréſent, Coquin! c'eſt à moi à te punir de ta „cruauté! Avales-moi tout à l'heure le reſte, ou

„je te tuerai sur le champ.“ Was war zu thun? Der Graf wollte sich unnütz machen; der Soldat aber bestand auf seine Forderung, und der gnädige Herr mußte à son tour speisen. Hätte dieser nun noch Vernunft genug gehabt, den Vorfall zu verschweigen; so wäre alles vergessen worden. Allein er häufte Unsinn auf Unsinn, warf sich in seinen Wagen, fuhr nach M***, und verlangte von dem Commandanten, er solle ihm den Soldaten ausliefern. Der General lächelte, bey Erzählung des Vorfalls, wendete alles an, den Grafen begreifen zu machen, daß seine eigene Ehre darauf beruhe, die Sache zu verschweigen; aber der Rasende drang auf Genugthuung. Man gieng auf die Parade. Die Soldaten mußten Mann vor Mann vorbeypassiren. „Voilà mon homme!“ rief der Graf. Er mußte heraustreten. „Connoissés-Vous ce Seigneur là?“ fragte ihn der Commandant. Der Soldat, ohne aus seiner Fassung zu kommen, antwortete: „Comment ne le „connoîtrois-je pas? Nous avons hier déjeuné „ensemble.“ Die Geschichte wurde bald allgemein bekannt, und der Graf durfte sich in keiner Gesellschaft mehr sehen lassen.

10.

Titel eines Romans aus dem vorigen Jahrhundert: „Liebeskampfes erster Theil, das ist:

„Eine scheinbare Geschicht des unglücklichen Lieb=
„habers Prodoci mit dessen Wunder beständig ge=
„liebten Meneen, allen treu verbundenen, auch
„redlich verliebt= so betrübten Gemütern zu Ver=
„treibung müssig und trauriger Stunden aus einer
„italienischen sogenannten Romain in unsere teutsche
„Muttersprache bestmöglichst übersetzt und der Welt
„vorgestellt von einem derselben Sprach Liebha=
„bern, genannt de la Grise. 1681.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Knigge, Adolph, Freiherr, 1752-1796

Gesammlete poetische und prosaische kleinere Schriften

Bd.: 2

Frankfurt am Main (1785)

P.o.germ. 1346-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10119807-1
VD18 80222498-001